



Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

101. Jahrgang, Ausgabe 1/2015



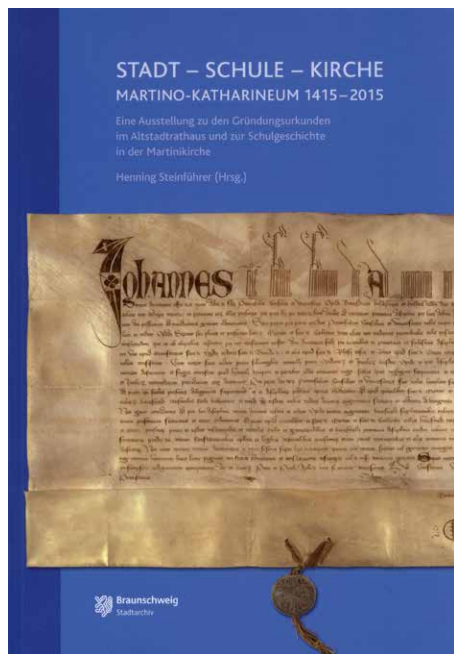
Aus dem Inhalt:

Die Marienberger Mosaikplattenfabrik

600 Jahre Martino-Katharineum in Braunschweig

Die Stimmglocken der St. Martinikirche

Heinrich Heike-Cramm – Groß Gleidingen



Stadt – Schule – Kirche Martino Katharineum 1415-2015

Begleitbroschüre zur Ausstellung des Stadtarchivs anlässlich des Schuljubiläums, Hg. von Henning Steinführer, Stadtarchiv Braunschweig, 2015.

Die Broschüre kann zum Preis von 5,00 Euro im Stadtarchiv, im Altstadttrathaus oder im Buchhandel erworben werden. ISBN: 978-3-944939-11-7

Die Broschüre bietet einen kurzen Überblick über die Gründungsgeschichte von Martineum und Katharineum, einen Katalog der Ausstellung zu den Gründungsurkunden im Altstadttrathaus sowie eine Zusammenstellung der auf den acht Bannern in der Martinikirche präsentierten Stationen der Schulgeschichte. Darüber hinaus enthält das Heft im Anhang eine Reproduktion der Gründungsurkunde von Papst Johannes XXIII. vom 24. Februar 1415.

Henning Steinführer, „Stadt – Schule – Kirche,
Martino Katharineum 1415-2015“

Appelhaus Verlag Braunschweig, ISBN 978-3-944939-11-7

Abbildungen Titelseite:

Abb. oben:

Stimmungsglocke in der St.
Martinikirche (Seite 4)

Abb. mitte:

Luftbild von 2014 des
ehemaligen Werksgeleudes der
Marienberger Mosaikplatten-
fabrik (Seite 10).

Abb. unten links:

Der „Heiken-Hof“ in
Groß Gleidingen (Seite 26).

Abb. unten rechts:

Sonderstempel 600 Jahre
Martino-Katharineum, gestal-
tet von Axel Baltzer (Seite 16).

Abbildung Rückseite:

Luftbild von 1960 des Werks-
geleudes der Marienberger Mo-
saikplattenfabrik (Seite 10).

-
- 3 **ACHTUNG modern! wirbt für moderne Architektur im Braunschweiger Land**
Norbert Funke
-
- 4 **Die Wiederentdeckung der Stimmungsglocken der St. Martinikirche zu Braunschweig**
Sebastian Wamsiedler
-
- 10 **Aufstieg und Fall der Marienberger Mosaikplattenfabrik, vormals:
Hans Bautler & Co, Steinzeug- und Wandplattenfabrik, kunstkeramische Werkstätten**
Dieter Heitefuß
-
- 13 **Wassernutzung in Braunschweig-Mascherode**
Henning Habekost
-
- 17 **»...zu nicht geringem Schaden und Nachteil ...« Bürgerliche Bildungsoffensive mit
nachhaltigen Folgen. Die Gründung des Martino-Katharineums vor 600 Jahren**
Gerd Biegel
-
- 21 **Junge Gesellschaft – Junggesellschaft: Der Ursprung des dörflichen Vereinslebens**
Rolf Ahlers
-
- 26 **Heinrich Heike-Cramm – Ein Leben für Groß Gleidingen**
Helga Sackmann
-
- 28 **Das Albrechtshaus – vom Zauberberg zur Brandruine**
David Mache
-
- 30 **Der Grauschnäpper ist selten geworden**
Rolf Jürgens
-
- 31 **Als erste Erwähnung Lehdorfs gilt die Urkunde von 1067**
Hans-Dietrich Schultz
-

Impressum:

Herausgegeben vom
Braunschweigischen Landes-
verein für Heimatschutz e.V.
www.bs-heimat.de

Namentlich gekennzeichnete
Beiträge geben nicht die Mei-
nung der Redaktion und des
Braunschweigischen Landes-
verein für Heimatschutz e.V.
wieder.

Vorsitzender: Dieter Heitefuß,
Buchfinkweg 10,
38122 Braunschweig,
vorsitzender@bs-heimat.de

Redaktion: Rolf Ahlers,
Wendzeller Ring 10,
38176 Wendeburg,
heimat@bs-heimat.de

Gestaltung: Uwe Krebs
www.verlag-uwe-krebs.de

Braunschweigische Heimat
ISSN 2198-0225

ACHTUNG modern! wirbt für moderne Architektur im Braunschweiger Land

Dr. Norbert Funke

Die Nachrichten-Website SPIEGEL-ONLINE bat kürzlich ihre Leser, die abrischwürdigsten Bausünden in deutschen Städten zu nennen. Heraus kam eine Liste mit zehn Bauten (SPON 13.01.2015). Die Hamburger Elbphilharmonie stand darauf ebenso wie das „Elefantenklo“ in Gießen oder das Kieler Schloss. Als besondere „architektonische Scheußlichkeit“ wurde der Braunschweiger Hauptbahnhof hervorgehoben. Wie konnte das passieren? Es gibt ohne Frage Gebäude der Nachkriegszeit und späterer Jahre, die – um es vorsichtig auszudrücken – entbehrlich sind, auf die man gern verzichten möchte. Der Braunschweiger Hauptbahnhof gehört allerdings nicht dazu! Im Gegenteil: aus guten Gründen steht der von Erwin Dürkop entworfene, 1960 fertig gestellte Bau sogar unter Denkmalschutz.

Die Zeit des „Wiederaufbaus“ nach dem Krieg war eine Zeit des Aufbruchs, die allgemein geprägt war von dem Wunsch, einen radikalen Schnitt mit der Vergangenheit zu machen und alte, überkommene Strukturen zu überwinden. Außer der Wiederherstellung von Funktions- und Wohnbauten und dem Schließen von Lücken wurden in Braunschweig grundlegende Veränderungen des städtebaulichen Gefüges vorgenommen und eine neue Infrastruktur geschaffen. Auf dem Gelände des alten Güterbahnhofs (Ostbahnhof) und angrenzenden Flächen am süd-östlichen Stadtrand entstand als Teil eines größeren städtebaulichen Ensembles der neue Hauptbahnhof. Er ersetzte den alten Kopfbahnhof am Friedrich-Wilhelm-Platz, der dem damals sprunghaft ansteigenden Verkehrsaufkommen nicht mehr gewachsen war.

Das langgestreckte Bahnhofsgebäude steht parallel zu den Gleisanlagen und gleichzeitig quer zur Kurt-Schumacher-Straße, die als neue Magistrale in die Innenstadt geplant war. Die stadtseitige Fassade ist weitgehend geschlossen. Wenige schmale, querrrechteckige Öffnungen sind in das horizontale Streifendekor integriert. Einen markanten Akzent setzt die große Bahnhofsuhr am oberen Rand des Baukörpers. Vor der ‚Scheibe‘ erstreckt sich die gläserne Bahnhofshalle. Ihr Dach kragt weit über die filigranen Pendelstützen aus. Im lichtdurchfluteten Inneren werden die Reisenden mit ‚offenen Armen‘ empfangen: zu beiden Seiten des Eingangs zur Unterführung sind Kuben gestaffelt angeordnet, so, dass sie nach außen zunehmend vorstehen. Seit einigen Jahren ist diese geschickt entworfene Anlage wieder weitgehend ohne störende und verunstaltende Ein- und Umbauten zu erleben. Ohne Übertreibung kann man feststellen, dass es sich beim Braunschweiger Bahnhofsgebäude um ein markantes Beispiel für den Städtebau der Nachkriegsjahre und ein herausragendes Zeugnis der architektonischen Moderne in unserer Region handelt, das es mit Vergleichbarem in Deutschland mühelos aufnehmen kann.

Abb. unten:

*Hauptbahnhof Braunschweig
am 04.04.2015,
Foto von Uwe Krebs.*



Aus diesen Gründen wurde der Braunschweiger Hauptbahnhof als Auftakt zur Veranstaltungsreihe „ACHTUNG modern!“ gewählt. Das von der Braunschweiger Landschaft e.V. getragene Projekt ist eine Initiative der Arbeitsgruppe Denkmalpflege, des Forum Architektur der Stadt Wolfsburg sowie des Netzwerks Braunschweiger Schule an der Technischen Universität Braunschweig. „ACHTUNG modern!“ nimmt die moderne Architektur der 1960er und 70er Jahre neu in den Blick und stellt deren ‚Wert‘ öffentlich zur Diskussion. Die Veranstalter sind sich bewusst, ein heißes Eisen angefasst zu haben. Denn: Sich mit dieser, noch nicht weit zurückliegenden Epoche zu beschäftigen, heißt auch, auf breiter Front mit Vorurteilen kämpfen zu müssen – siehe oben! Die Moderne hat heutzutage keinen leichten Stand; kaum eine andere Epoche wird so wenig verstanden. Dabei ist es nicht so, dass die Menschen ihr bauliches Erbe nicht schätzen würden. Die Lage ist allerdings paradox: Auf der einen Seite der um sich greifende Historismus, der auf Neuerrichtung längst verschwundener Bauwerke setzt und damit bestenfalls historisierendes Ambiente schafft. Auf der anderen Seite das jüngere bauliche Erbe der Moderne, das im Empfinden der Menschen – noch – keinen Alterswert besitzt und deshalb akut bedroht ist. Eingriffe bei Nutzungsänderungen oder im Zusammenhang mit energetischer Sanierung führen zu gravierenden, oftmals irreversiblen Veränderungen auf Kosten der architektonischen Qualität

oder gar der originalen Substanz. Hier zeigt sich ein Dilemma: Ansprüche von Nutzern, von Klimaschützern und Denkmalpflegern stehen sich gegenüber – und sind alle durchaus berechtigt. „ACHTUNG modern!“ hat sich zum Ziel gesetzt, auf diese Problematiken hinzuweisen. Es geht nicht primär um rigide Unter-Schutz-Stellung der Bauten, so, wie sie sind. Gebäude altern, sind früher oder später renovierungsbedürftig und ‚naturgemäß‘ Veränderungen unterworfen. Dass dabei mit Ihnen respektvoll umgegangen wird, dass ihnen die gebührende „Achtung“ entgegengebracht wird, darf man allerdings erwarten.

Die Initiative „ACHTUNG modern!“ hat im Verlauf der vergangenen zwei Jahre außer dem Hauptbahnhof weitere 13 Architekturbeispiele der Moderne – von Kirchen bis Kaufhäusern – vor Ort erkundet. Im Vordergrund stand dabei, die Objekte genauer kennenzulernen. Im Rahmen eines ungewöhnlichen Veranstaltungsformats kamen aktuelle Nutzer ebenso zu Wort wie Architekturhistoriker, Zeitzeugen und die interessierte Bürger. Prominente Zeitgenossen richteten in einer Laudatio ihren ganz persönlichen Blick auf die Gebäude. Um die begonnene Diskussion fortzusetzen, sind eine Ausstellung und eine Publikation in Vorbereitung.

Moderne Architektur hat es nicht leicht!

Die Wiederentdeckung der Stimmglocken der St. Martinikirche zu Braunschweig

Sebastian Wamsiedler

Einleitung

Seit dem Mittelalter prägen die großen Stadtpfarrkirchen und die Stiftskirche St. Blasius und St. Johannis (Braunschweiger Dom) die Silhouette der Stadt Braunschweig. Sie sind bis heute nicht nur bedeutende architektonische Objekte, sondern vor allem Zentren des kulturellen und gemeindlichen Lebens. Seit vielen Jahren bemüht sich der Verfasser um die Aufarbeitung der Glockengeschichte dieser Kirchenbauten, da sich bis heute glücklicherweise noch zahlreiche kunsthistorisch und musikalisch bedeutende Glocken und Geläute in diesen erhalten haben. Die Arbeit führte unter anderem zur Wiederentdeckung der wertvollen Stimmglocken von St. Martini, von denen im Folgenden berichtet werden soll. Bei Forschungsarbeiten im Landeskirchenarchiv Wolfenbüttel stieß der Verfasser in der Glockenkartei der Landeskirche auf den verzeichneten Glockenbestand der St. Martinikirche zu Braunschweig. Diese Glockenkartei entstand ab dem Jahre 1986 durch Dr. Karl-Friedrich Waack, der nach seinem Eintritt in den Ruhestand als Kirchenmusiker und Glockensachverständiger der Evange-

lisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers mit dem Aufbau der Kartei für die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Braunschweigs begann. Neben der Inventarisierung des Hauptgeläutes von St. Martini (Abb.1) zu Braunschweig verzeichneten die Karteikarten zwei dem Verfasser bisher unbekannte Glocken für St. Martini, welche mit dem Namen „Stimmglocken“ gekennzeichnet waren. Dr. Waack gab auf der Karteikarte allerdings nur fragmentarische Angaben zu den Glocken wieder, so etwa eine lückenhafte Klanganalyse. Daneben verzeichnete er lediglich den Durchmesser beider Glocken sowie das Schätzalter. So datierte er beide Instrumente in das 14. Jahrhundert. Begeistert durch das angenommene hohe Alter der Glocken sowie das vermeintliche Wissen des Verfassers, dass sich diese Glocken nicht in St. Martini befänden, begann der Verfasser mit der Recherche zum Verbleib dieses Glockenpaares.



Abb. 1: Die St. Martinikirche von Nordwesten.



Abb. 2: Die Stimmglocke am Tag ihrer Wiederentdeckung in Wendeburg am 2. Dezember 2008.

Der Weg zur Wiederentdeckung der Stimmglocken von St. Martini und deren jüngere Geschichte

Der erste Ansatz zur Recherche über den Verbleib der beiden Stimmglocken führte zur Gemeindeleitung von St. Martini. Der Verfasser erkundigte sich bei den kirchlichen Mitarbeitern, ob Hinweise über den Aufenthaltsort der beiden Instrumente bestünden oder ob diese in der Kirche bzw. in kirchlichen Räumen eingelagert seien. Leider gab es von Seiten der Gemeindeleitung keinerlei Kenntnisse zu den Glocken, sodass der Verfasser nun versuchte, über ältere Gemeindemitglieder und im Ruhestand befindliche hauptamtliche Mitarbeiter weitere Hinweise zu erhalten. Vom ehemaligen Kirchenvogt Herrn Harry Elpelt konnten schließlich folgende Hinweise eingeholt werden. Beide Glocken befanden sich in den 1970/80er Jahren in der Kirche. Die größere Stimmglocke war dabei in einem Holzglockenstuhl im Kirchenschiff läutbar aufgehängt. Die kleinere Stimmglocke wurde nach Aussage Elpelts durch den ehemaligen Martinipfarrer Rolf Nitzold auf den Kopf gestellt, um darin Spendengelder für die damalige Partnergemeinde in Neu-guinea zu sammeln. Im Anschluss wurde die Glocke samt Spendengeldern in die Partnergemeinde verschenkt. Weitere befragte ehemalige nebenamtliche Martinimitarbeiter und ältere Gemeindemitglieder bestätigten diesen Vorgang. Damit schien zumindest die kleinere Stimmglocke für immer verloren.

Der Verfasser konzentrierte sich nun auf die Suche nach der großen Stimmglocke und kontaktierte dazu den ehemaligen Leiter des Stadtkirchenbauamtes, Herrn Norbert Koch. Dieser konnte mitteilen, dass das Instrument zu einem nicht mehr bekannten Zeitpunkt von St. Martini in den Keller des ehemaligen Stadtkirchenbauamtes verbracht wurde. Von dort wurde die Glocke mehrfach für Freiluftgottesdienste an



Abb. 3: Die große Stimmglocke im Jahre 2002 in Wendeburg.

Gemeinden ausgeliehen, unter anderem an die St. Mariengemeinde in Wendeburg. Der Verfasser nahm daraufhin Kontakt zur Kirchengemeinde Wendeburg auf und erhielt die Auskunft, dass man im ehemaligen Waschhaus des Pfarrhauses eine Glocke lagere, deren Herkunft aber nicht bekannt sei. Am 2. Dezember 2008 reiste der Verfasser nach Wendeburg und konnte das dort lagernde Instrument anhand der Aufzeichnungen des Glockensachverständigen Dr. Waack sowie der zwischenzeitlich entdeckten Aufzeichnung des herzoglichen Oberbaurates Hans Pfeifer als die große Stimmglocke von St. Martini identifizieren. Die Gemeindeleitung von St. Martini wurde von dem Fund unterrichtet und gebeten, das wertvolle Instrument wieder zur Eigentumssicherung zurückzuführen. Leider wurde diese Maßnahme nicht durchgeführt, sodass der Verfasser selbst zwei Jahre später die Glocke abholte, um sie schließlich wieder nach St. Martini zu verbringen. (Abb. 2)

Über den segensreichen Dienst der Glocke in Wendeburg konnte schließlich der ehemalige Pfarrer der dortigen Gemeinde, Otto Pfingsten, dem Verfasser Auskunft geben. Die Ortschaft Wendeburg konnte im Jahre 1996 ihr 800-jähriges Bestehen feiern. Für dieses Fest wurde auf der örtlichen Festwiese eine Holzkapelle mit Glockenturm errichtet. Für den Glockenturm konnte aus dem Keller des Braunschweiger Stadtkirchenverbandes die nun dort lagernde große Stimmglocke geliehen werden, die während der dreiwöchigen Festtage jeden Tag die Menschen zur Abendandacht rief. Ein Jahr später wurde die der Gemeinde zugehörige Filialkirche in Wendeburg-Harvesse einer grundlegenden Sanierung unterzogen, in dessen Folge das Geläut schweigen musste. Kurzerhand erfolgte die Umsetzung der großen Stimmglocke aus Wendeburg nach Wendeburg-Harvesse und dort der Bau eines hölzernen Glockenstuhles. So kündete die Martini-



Abb. 4 links: Autobahnkirche St. Christophorus mit Glockenturm und darin befindlichen großen Stimmungsglocke von St. Martini zu Braunschweig.

Abb. 5: Große Stimmungsglocke im Turm der Autobahnkirche St. Christophorus.

glocke ein Jahr lang von Geburt und Tod im Dorf und rief darüber hinaus die Gläubigen zum Gottesdienst. Nach Sanierungsende der Harvesser Kirche wurde die Glocke in Wendeburg für einige Jahre wieder eingelagert, bis sie schließlich noch einmal im Jahre 2002 und 2005 ihre Stimme zur Verfügung stellte. Im Jahre 2002 feierte die Gemeinde Wendeburg den 175. Geburtstag des Pfarrhauses. Für die Feierlichkeiten wurde die Glocke mit hölzernem Glockenstuhl wieder in Funktion gesetzt. (Abb. 3) Den letzten Läutedienst verrichtete die große Stimmungsglocke für die Dauer des Evangelischen Kirchentages in Hannover vom 16. Mai bis 16. Juni 2005. An der Ausfahrt „Zweidorfer Holz Nord“ nahe Wendeburg erfolgte die provisorische Errichtung der Autobahnkirche St. Christophorus in Gerüstbauweise. Neben der Kirche errichtete man einen Glockenturm, in dem die große Stimmungsglocke installiert wurde. (Abb. 4 und 5) Nach der Einweihung durch Altbischof Gerhard Müller zu Pfingsten 2005 wurde die Glocke täglich morgens, mittags und abends händisch geläutet und mit ihr zum Gebet eingeladen. Darüber hinaus erklang das Instrument zu großen Gottesdiensten, unter anderem mit Landesbischof Prof. Dr. Friedrich Weber und dem Ministerpräsidenten Christian Wulff. Nach Abbau der auf Zeit genehmigten Autobahnkirche wurde die Glocke wieder nach Wendeburg verbracht und im ehemaligen Waschhaus des Pfarrhauses bis zu ihrer Wiederentdeckung durch den Verfasser im Jahre 2008 eingelagert.

Im März des Jahres 2011 erhielt der Verfasser die Nachricht, dass im Keller der St. Martinikirche hinter der Heizungsanlage eine Glocke gefunden wurde. Bei der Untersuchung am 17. März 2011 konnte das Instrument als die verloren geglaubte kleine Stimmungsglocke identifiziert werden. Damit

stand fest, dass das Instrument entgegen allen bisher bekannten Erkenntnissen nicht nach Neuguinea verschenkt, sondern vermutlich nie aus Braunschweig entfernt wurde. Im August 2011 erfolgte schließlich die öffentliche Präsentation der beiden Stimmungsglocken im Beisein der Pfarrer Friedhelm Meiners und Wolfgang Jünke. Bis heute fristen die beiden wertvollen Instrumente bedauerlicherweise als älteste erhaltene Ausstattungstücke der St. Martinikirche ihr Dasein im Heizungskeller.

Technische und musikalische Daten der Stimmungsglocken

Glocke	I	II
Name	Stimmungsglocke	Stimmungsglocke
Funktion	zum Ruf der Pulsanten	zum Ruf der Pulsanten
Gießer	unbezeichnet	unbezeichnet
Gußjahr	um 1300	14. Jhd.
Ablieferungsnummer	5 / 7 / 7 D	unbekannt
Durchmesser	430 mm	285 mm
Schlagringstärke original	42 mm	31 mm
Schlagringstärke Anschlag	40 mm	28 mm
Schräge Höhe	380 mm	290 mm
Senkrechte Höhe	393 mm	270 mm
Höhe der Krone	92 mm	(Krone fehlt)
Gewicht	55,2 kg	17,0 kg
Schlagton	$h^2 - 8$	unklar
Unterton	$h^1 + 3$	$g^2 + 2$
Prime	$gis^2 + 6$	$dis^3 - 1$
Terz	$d^3 - 5$	$g^3 + 3$
Quinte (Vertreter)	$fis^3 - 8$	$a^3 + 5$
Oktave	$h^3 - 8$	-
Tongebung	weich	weich
Verlauf	wellig	ruhig und glatt
Abklingdauer (UT/ P / T)	23/ 7/ 4 sek.	11/ 2/ - sek.

Bezugston $a^1 = 435$ Hz. Abweichungen in 16tel Halbton. Inventarisierung: 17. April 2011 durch Sebastian Wamsiedler. Terz und Quinte der kleinen Stimmungsglocke wurden am 6. November 2013 durch elektronische Ausfilterung von Prof. Dr. Rüdiger Pfeiffer-Rupp ermittelt.

Der Zustand der Stimmglocken bei ihrer Wiederentdeckung

Leider haben beide Glocken die Zeit nicht unbeschädigt überstanden, sondern weisen in Teilen schwere Beschädigungen auf, die ihnen allerdings erst im 20. Jahrhundert trotz ihres Denkmalstatus beigelegt wurden. (Abb. 6 und 7)

Äußere Gestaltung der Stimmglocken

Glocke I: Krone/Kronenplatte: sechs Henkel stark gebogen, unterer Teil nach innen gezogen; Mittelöse abgesägt zugunsten einer Mittelbohrung; Henkelprofil vorn dreiseitig, hinten gerundet; Kronenplatte flach, leicht abgesetzt; Haube: abfallend, runder Übergang zur Schulter; Schulter: schmale Rundung; Flanke: steil abfallend, im Untersatz ausladend; Wolm: unten zwei umlaufende Stege, oberer Steg sehr schwach ausgeprägt. (Abb. 8)
Glocke II: Krone/Kronenplatte: nur noch ein kurzer Stumpf des Kronenstamms vorhanden, Kronenplatte leicht gewölbt, leicht abgesetzt; Haube: abfallend, runde, fast übergangslose Abgrenzung zur Schulter; Schulter: schmale Rundung, zwischen zwei Stegen (Abstand 33 mm) drei identische runde Medaillons (Abb. 9) mit Kreuzigungsdarstellung (Höhe 27 mm, Breite 31 mm); Flanke: steil abfallend; Wolm: umlaufender Wulst.

Zur Datierung der Stimmglocken

Da beide Glocken weder eine Inschrift noch ein Gießerzeichen aufweisen, ist eine Datierung nur durch Rippenprofil, Kronen- sowie Klangaufbau ungefähr anzugeben. Das Medaillon auf der kleineren Stimmglocke konnte der Verfasser bisher leider an keiner Vergleichsglocke finden, sodass auch darüber keine Zusammenhänge erschlossen werden können. Ebenso konnte anhand der Archivalien von St. Martini noch keine genauere Datierungsaussage getroffen werden. Die große Stimmglocke ist vom Rippenprofil her als eine Übergangsglocke zu bezeichnen, da sie als verschlankte gotische Rippe gegossen wurde. Sie ist damit als Übergangsform zwischen einer Zuckerhut-

glocke und einer gotischen Rippe einzuordnen. Klanglich kennzeichnet sie die vertiefte Prime, ein Merkmal von Zuckerhutglocken, welches in der schlanken Form ihren Ausdruck findet. Für den Guß kann daher lediglich als Entstehungsjahr um 1300 angegeben werden. Der Guß der kleineren Stimmglocke ist für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts anzunehmen. Sie ist in gotischer Rippe mit einem ausladenden Untersatz gegossen worden. Beide Instrumente stehen aufgrund ihres Alters und ihrer kunsthistorischen Bedeutung unter Denkmalschutz und sind damit auch unter Denkmalschutzrichtlinien zu behandeln.

Die Geschichte der Stimmglocken bis zum Zweiten Weltkrieg

Im Laufe der Jahrhunderte änderte sich das äußere Erscheinungsbild von St. Martini mehrfach und mit ihm auch der Glockenbestand. So besaß die Gemeinde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den wohl größten Glockenbestand in der Geschichte des Bauwerkes mit 12 Instrumenten, davon acht Läuteglocken und vier Uhrschlagglocken. Da die Glocken auf unterschiedliche Örtlichkeiten verteilt waren, stellt sich die Frage, wo die beiden Stimmglocken einst gehangen haben mögen und welche Funktion sie besaßen. Dieser Frage ist der Verfasser nachgegangen und kam bei seinen Recherchen zu dem Ergebnis, dass die Stimmglocken ursprünglich im ehemaligen Vierungsdachreiter hingen, der sich einst auf dem Langhausdach in Höhe des angedeuteten Querhauses befand. (Abb. 10) Seine Höhe bis zur Spitze betrug 36,8 m. Wann er errichtet wurde, lässt sich noch nicht eindeutig belegen, da die Bauforschung diesen bisher außer Acht gelassen hat. Vermutlich ist er aber in der ersten gotisierenden Umbauphase der Martinikirche entstanden, die ab 1250 begann und knapp 100 Jahre andauerte. Dass sich im Vierungsdachreiter einst zwei Glocken befanden, belegen zahlreiche historische Fotografien. (Abb. 11) Da der Größenvergleich der beiden wiederentdeckten Stimmglocken mit den beiden Glocken auf den Fotos des Vierungsdachreiters übereinstimmt und sich das Alter der Stimmglocken



Abbildungen von oben nach unten.

Abb. 6: Krone der großen Stimmglocke mit abgesägter Mittelöse im Jahre 2011.

Abb. 7: Bis auf den Kronenstamm abgesägte Krone der kleinen Stimmglocke im Jahre 2011.

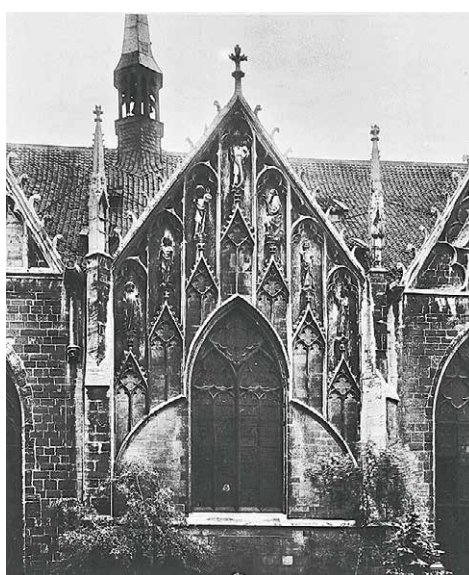
Abb. 8: Große Stimmglocke im Jahre 2011.

Abb. 9: Kreuzigungsdarstellung an der Schulter der kleinen Stimmglocke.

mit der angenommenen Errichtungszeit des Vierungsdachreiters deckt, kann daraus geschlussfolgert werden, dass die Stimmglocken einst im Vierungsdachreiter von St. Martini hingen. Beide Instrumente haben die großen Vernichtungsaktionen von wertvollen Glockenbeständen – den Ersten und Zweiten Weltkrieg – überlebt. Während des Zweiten Weltkrieges wurde die große Stimmglocke in die Gruppe D einklassifiziert und durfte in der Gemeinde verbleiben. Die kleine Stimmglocke scheint hingegen aufgrund ihrer geringen Größe nicht erfasst worden zu sein, da sie nicht in den Listen der Klassen B und C verzeichnet wurde. In Gruppe A (sofortige Verhüttung) kann sie nicht klassifiziert worden sein, da sie bis heute noch existiert. Obwohl die beiden Stimmglocken der Zwangsablieferung zu Rüstungszwecken entgingen, erlitten sie dennoch ihr Kriegsschicksal. Die Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1944 wurde für die Stadt Braunschweig zur schwersten Schicksalsnacht in ihrer Geschichte. Die Royal Air Force zerstörte mit einem gewaltigen Luftangriff über 90 % der mittelalterlich geprägten Stadt und veränderte damit nachhaltig ihr Erscheinungsbild bis in die Gegenwart hinein. Auch die St. Martinikirche erlitt bei diesem Angriff schwere Schäden, unter anderem die Zerstörung aller Dächer inklusive des Vierungsdachreiters. Ob sich zu diesem Zeitpunkt die beiden Stimmglocken noch im Vierungsdachreiter befunden haben oder aus Sicherheitsgründen bereits abgehängt waren, lässt sich nicht mehr ermitteln. Es ist aber davon auszugehen, dass ihre noch heute vorhandenen Schäden auf diese Kriegseinwirkungen unmittelbar oder in der Nachwirkung zurückzuführen sind.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges fanden die beiden Stimmglocken bei der Neukonzeption des St. Martinigeläutes keine Berücksichtigung. Sie verblieben sicherlich in der Kirche, wobei die größere Glocke zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkt läutbar in einen Holzglockenstuhl im Kirchenschiff verbracht wurde. Die kleine Stimmglocke dürfte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sicherlich noch einmal zum Läutedienst Verwendung gefunden haben, da sie an einem Stahljoch mit ansitzenden Kugellagern hängend aufgefunden wurde. Ihre Geschichte in dieser Zeit konnte vom Verfasser bis dato allerdings mangels Quellen nicht nachvollzogen werden. Lediglich die jüngere Vergangenheit der großen Stimmglocke ließ sich wie vom Verfasser dargelegt zurückverfolgen.

Abschließend stellt sich die Frage, welche Funktion die Stimmglocken besaßen. Auch wenn es nicht gleich zu



vermuten ist, so deutet der Name der beiden Instrumente bereits ihre Aufgabe an. Sie dienten ursprünglich dazu, vor dem eigentlichen Geläut zur Messe zu stimmen, d. h. zu läuten, um den Pulsanten (= Glockenläutern) ihren Dienst anzuzeigen. Der Opfermann (= Küster) läutete zeitig vor Beginn der Messe die Stimmglocken und rief damit die Pulsanten in die Kirche. Diese hatten nun die Aufgabe, die großen und schweren Glocken entsprechend dem liturgischen Anlass zu läuten. Auch andere Braunschweiger Kirchen besaßen und besitzen so genannte Stimm- oder Bimmelglocken, kleine Instrumente zum Ruf der Pulsanten.

Die kulturhistorische und campanologische Bedeutung der Stimmglocken

Bei den Stimmglocken von St. Martini handelt es sich um eine bedeutende Wiederentdeckung eines Glockenpaares von überregionaler Bedeutung des Kunsthandwerkes und der Glockengießkunst sowie liturgischer Musikinstrumente. In der gesamten Landeskirche Braunschweig sind nur noch etwa 20 Glocken dieses hohen Alters zu verzeichnen. Damit zählen die Stimmglocken von St. Martini zu den ältesten Instrumenten in der gesamten Landeskirche. Eine ebenso hohe kunsthistorische und campanologische

Bedeutung kommt den Glocken im Bezug auf die Glockensituation der Stadt Braunschweig zu. St. Martini besaß bereits vor Auffindung dieses Glockenpaares die älteste Glocke der Stadt Braunschweig, die so genannte Drei-Königs-Glocke mit dem Schlagton fis¹ +4. Nach der Inschriftenlage, der Glockenrippe sowie dem Kronenaufbau ist die so genannte Drei-Königs-Glocke wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert gegossen worden, spätestens aber zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Zusammen mit den wieder entdeckten Stimmglocken besitzt St. Martini drei mittelalterliche Instrumente, die alle zu den ältesten Glocken der Stadt Braunschweig gehören und zugleich die ältesten Ausstattungstücke der Kirche sind. Insgesamt befinden sich in der Stadt Braunschweig lediglich vier Glocken, die in den Gußzeitraum des 13. und 14. Jahrhunderts einzuordnen sind.

Die Stimmglocken, aber auch die große Drei-Königs-Glocke von St. Martini, stehen allerdings auch in der großen Gußtradition der Glockenlandschaft des Harzes. Rund um den Harz gab es bereits im Mittelalter eine hohe Konzentration von geistlichen Institutionen und Zentren, seien es die Bistümer Magdeburg, Hildesheim und Halberstadt oder aber auch die zahlreichen Klöster und Stifte. Diese hohe Konzen-

Abb. 10 links oben: Foto von St. Martini zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Abb. 11 links unten: Foto der Stimmglocken im Vierungsdachreiter. Aufnahmezeitpunkt unbekannt.

Abb. 12 rechts: Die beiden zurückgekehrten Stimmglocken in der St. Martinikirche im August 2011.



tration blieb natürlich nicht ohne Folgen für das Kunstschaffen in dieser Region, in die auch die Stadt Braunschweig einzugliedern ist. Durch den Metallreichtum des Harzes profilierte sich im und am Harz insbesondere ein Zweig des Kunsthandwerkes, nämlich der Bronzeuß. Wichtige Zentren des Bronzeußes wie Braunschweig, Hildesheim, Goslar oder Magdeburg zeugen mit ihren heute noch vorhandenen Bronzeußwerken von dieser Tradition. In der Regel waren die Schöpfer von Bronzeußwerken Glockengießer. Bis heute sind Spuren dieser Kunstußtradition im Glockenbestand der Harzregion deutlich erkennbar, denn nirgendwo in Deutschland sind auf so engem Raum so viele Glocken des 12. bis 14. Jahrhunderts erhalten geblieben wie in dieser Region. Die historischen Stimmglocken, aber auch die Drei-Königs-Glocke, lassen sich nahtlos in diese große Kunstußtradition einfügen. (Abb. 12)

Schlussbemerkung

Aufgrund der Bedeutung des Glockenfundes ist daher unbedingt anzuraten, die Stimmglocken fachgerecht zu restaurieren und sie wieder für den Ruf zum Gottesdienst in Gebrauch zu nehmen, damit sie mit ihrem unvergleichlichen Klangbild Gott zur Ehre und den Menschen zur Freude erklingen. Wenn dieses historische Glockengeläut wieder aus der bedeutenden Pfarrkirche St. Martini erschallen wird, wie seit über 60 Jahren nicht mehr, wird das von ihren Zuhörern neben der Würdigung als denkmalpflegerisch und kulturhistorisch bedeutende Leistung sicher auch als hoffnungsvolles Zeichen für die weitere Heilung kriegsbedingter Wunden in der Stadt Braunschweig verstanden werden.

Abbildungsnachweis: Sebastian Wamsiedler: Abb. 1, 2, 6, 7, 8, 9, 12. Hans-J. Taube: Abb. 3. Uwe Krebs: Abb. 4. Wolfgang Gemba: Abb. 5. Pfarrarchiv St. Martini: Abb. 10, 11.

Literatur: Paul Jonas Meier und Karl Steinacker (Bearbeiter): Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig. - Braunschweig, 1926. / Wolfgang Kimpfflinger (Bearbeiter): Baudenkmale in Niedersachsen. Band 1.1. Stadt Braunschweig. Teil 1. - Hameln, 1993. / Hans Pfeifer: Die Kirchenglocken der Stadt Braunschweig 1-6, 1920-1928. Sonderdruck aus: Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte. / Johann August Heinrich Schmidt (Hg.): Die St. Martinikirche in Braunschweig. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte und Beschreibung, wie auch zu der Braunschweigischen Geschlechterhistorie. - Braunschweig, 1846. / Reinhard Dorn: Mittelalterliche Kirchen in Braunschweig. - Hameln, 1978. / Tassilo Knauf: Die Architektur der Braunschweiger Stadtpfarrkirchen in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Quellen und Forschungen zur Braunschweiger Geschichte. Hg. vom Braunschweiger Geschichtsverein. Band 21. - Braunschweig, 1974. / Reinhard Liess: Die Braunschweiger Turmwerke. Eine Charakteristik ihrer Gestalt und städtebaulichen Bedeutung, in: Amici amico. Festschrift für Werner Gross zu seinem 65. Geburtstag am 25.11.1966. - München, 1968. / Friedrich Knoll: Braunschweig und Umgebung. Historisch-topographisches Handbuch mit einem Plane der Stadt Braunschweig. - Braunschweig, 1877. / Friedrich Knoll: Die evangelischen Kirchen der Stadt Braunschweig, in: Festschrift für die Teilnehmer an der 52. Hauptversammlung der Gustav Adolf Stiftung am 18.-22. September 1899 in Braunschweig. - Braunschweig, 1899. / Wolfgang Jünke: Zerstörte Kunst aus Braunschweigs Gotteshäusern. Innenstadtkirchen und Kapellen vor und nach 1944. - Groß Oesingen, 1994. / Heinrich Otte: Glockenkunde. - Leipzig, 1858. / Sebastian Wamsiedler: Die Geschichte der Glocken von Sankt Andreas zu Braunschweig. In: Peter Albrecht und Henning Steinführer (Hg.): Die Türme von Sankt Andreas zu Braunschweig. Braunschweiger Werkstücke. Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek. Band 53. - Hannover, 2009.

Quellen: Glockenkartei der Landeskirche Braunschweig 1986 ff., Signatur LKA WF 004533 acc. 84/94. / Deutsches Glockenarchiv im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg. Akten Braunschweig. Vgl. auch Verzeichnis der am 19. und 20. Mai 1947 in Hamburg effektiv festgestellten B- und C-Glocken des Landes Braunschweig. Akte S 584. Staatsarchiv Wolfenbüttel, Signatur Zg. 8/ 1997, Nr. 8. / Verzeichnis der Bronzeußglocken im Reich, deren dauernde Erhaltung wegen ihres hohen geschichtlichen oder künstlerischen Wertes befürwortet wird (Gruppe D). Verzeichnis der Glocken der Gruppe D - Vorbehaltlich der Zustimmung des Herrn Reichsmarschalls, ohne Jahresangabe, S. 34. / Braunschweiger Stadtarchiv, GII-1-81, S. 61. / Braunschweiger Stadtarchiv, GII-1-86, Nr. 306 ff. / Meldung des Kirchenvorstandes St. Martini über den Glockenbestand der Kirche an das Herzogliche Konsistorium Wolfenbüttel vom 3. Juli 1917, in: Landeskirchenarchiv Wolfenbüttel Signatur S 581, / Meldebogen über die Abgabe der beiden 1847 gegossenen Glocken zu Rüstungszwecken und über den anschließenden Glockenbestand von St. Martini, in: Landeskirchenarchiv Wolfenbüttel Signatur S 576. / Kreishandwerkerschaft Braunschweig. Verzeichnis der B- und C-Glocken sowie die entsprechenden Karteikarten vom Glockenfriedhof in Hamburg, in: Deutsches Glockenarchiv im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg. Akten Braunschweig. / Verzeichnis der am 19. und 20. Mai 1947 in Hamburg effektiv festgestellten B- und C-Glocken des Landes Braunschweig. Akte S 584, in: Staatsarchiv Wolfenbüttel, Signatur Zg. 8/ 1997, Nr. 8.

Aufstieg und Fall der Marienberger Mosaikplattenfabrik

vormals: Hans Bautler & Co, Steinzeug- und Wandplattenfabrik, kunstkeramische Werkstätten

Dieter Heitefuß



Abb. 1 (Heftrückseite):
Luftbild Hans Steffens 1960.
Blick nach Nordwesten,
südlich der Eisenbahnstrecke
Hannover-Braunschweig
(von links nach rechts): Die
Marienberger Mosaikplatten-
fabrik, im Hintergrund der
frühere Bautlersweg mit dem
landwirtschaftlichen Betrieb
Pirschel.



Abb. 2 (Titelseite):
Luftbild Dieter Heitefuß,
2014. Blick nach Nordwesten,
südlich der Eisenbahnstrecke
Hannover-Braunschweig
(von links nach rechts) das
ehemalige Werksgelände der
Marienberger Mosaikplatten-
fabrik, im Hintergrund der
südliche Teil der Weststadt mit
Friedrich-Seele und Donau-,
Neckar- und Kocherstraße.

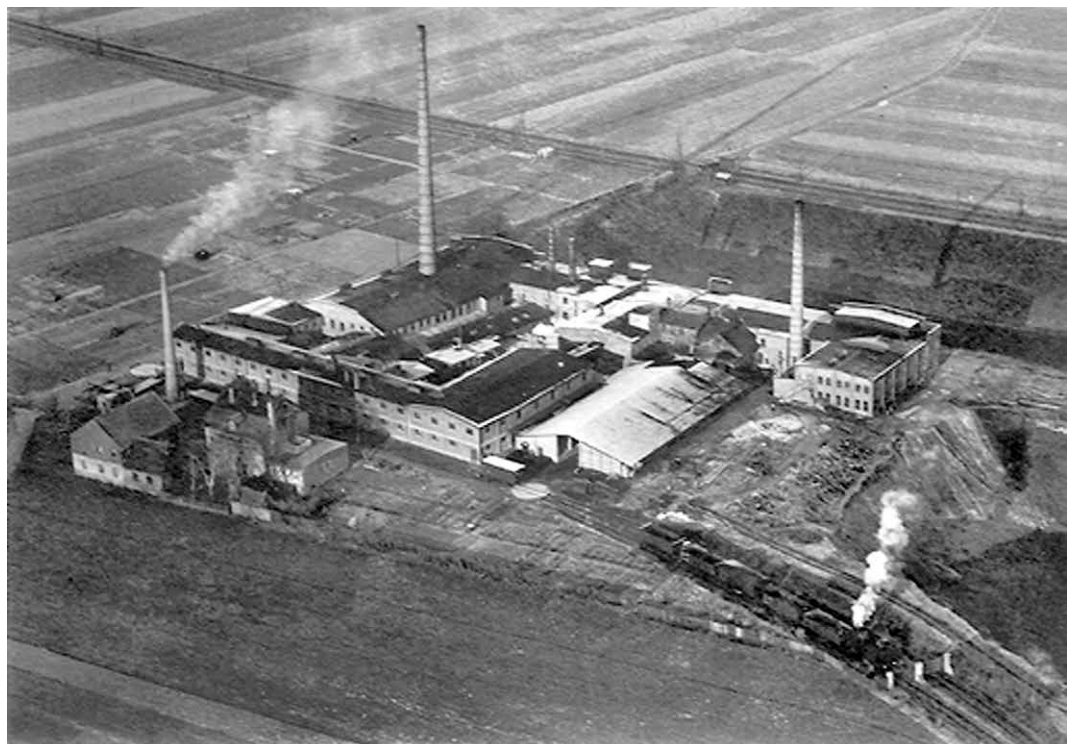
Abb. 3 rechts: Marienberger
Mosaikplattenfabrik, etwa
1930, Luftbild, Archiv Dieter
Heitefuß.

Abb. 4 Seite 11: Marien-
berger Mosaikplattenfabrik,
1959, Luftbild, Archiv Dieter
Heitefuß.

Um 1850 betrieb der Ackermann Heinrich Meyer eine kleine Handstrichziegelei nordöstlich von Broitzem. 1873 übernahmen Hans Bautler und Eduard Boes den Betrieb, sie gründeten die Dampfziegelei Bautler & Boes. Sie errichteten größere Ziegeleigebäude und drei „deutsche Öfen“. Während im Vorgängerbetrieb lediglich Ziegelsteine hergestellt wurden, produzierte man nach der Jahrhundertwende 1900 feinkeramische Erzeugnisse, wetterfestes Steinzeug, glasierte und unglasierte Baukeramik, sowie Terrakotten. Die Fertigung von Fußbodenplatten und plastischer Keramik ergänzte das Programm. Öffentliche Gebäude in Braunschweig, Hannover, Lüneburg, Bad Doberan und Berlin stattete die Firma aus, ebenfalls lieferte sie den spanisch-maurischen Fußbodenbelag im Schloss Wiligrad. Bautler Wandfliesen zieren noch heute die Wände im Treppenaufgang des früheren Regierungsgebäudes in Braunschweig am Bohlweg und im Rathaus am Langen Hof (ersichtlich in einer Webeschrift von 1913). Nach dem Tod von Hans Bautler 1910 firmierte das Familienunternehmen zu einer offenen Handelsgesellschaft mit Beteiligung von Frau Anna Forst geb. Bautler. Wegen Erschöpfung des eigenen Tonvorkommens vor Ort und der Kriegsergebnisse gab das Unternehmen 1917 den Betrieb auf.

Werk Broitzem 1921-1966

Das Hauptwerk der Marienberger Mosaikplattenfabrik wurde 1890 in Marienberg/Sachsen gegründet. Es übernahm 1921 das noch vorhandene Werk in Broitzem als Zweigbetrieb mit dem Ziel, dort überwiegend Bodenfliesen herzustellen. Bald zählte es zu den bedeutendsten im Deutschen Reich. Das Zweigwerk überflügelte das Stammwerk bereits 1934 in seinen Absatzzahlen, obwohl nach einem Großbrand 1931 Ausfälle zu verzeichnen waren. Ab 1941 stellte das Werk Teile für die Rüstungsindustrie her. Bei einem Luftangriff auf das südwestliche Industriegebiet der Stadt und den Militärflugplatz Broitzem am 30. Januar 1944 schädigten Bombentreffer die Werksanlagen, 11 Menschen kamen dabei zu Tode. Nach 1945 nahm das Werk Broitzem seine Fliesenproduktion wieder auf, das Stammwerk in Marienberg demontierten die Sowjets. In den 1950er Jahren stieg das verbliebene Broitzemer Werk zu einem der bedeutendsten Fliesenhersteller in



der Bundesrepublik Deutschland auf. Sein Marktanteil an Wandfliesen betrug 1958 etwa 18 % und an Bodenfliesen etwa 4 %. Auf Qualität wurde größter Wert gelegt, bei den patentierten „kalibrierten Wandfliesen“ mit hoher Maßgenauigkeit war die „Marienberger“ Marktführer. Direktor Engel berichtete: „Eine Fliese besteht aus etwa 20 Komponenten, die wichtigsten sind Ton und Kaolin. Unseren Ton beziehen wir aus England, aus dem Westerwald, der bayrischen Oberpfalz und aus Böhmen. Per Binnenschiff über den Mittellandkanal kommend, werden die meisten Fliesengrundstoffe auf Güterwagen umgeladen und über eigenen Bahnanschluss an uns geliefert. In einem Monat verlassen etwa 200.000 Quadratmeter Wand- und Bodenfliesen (ca. 8 Mill. Stück) das Broitzemer Werk.“ In dieser Blütezeit beschäftigte das Unternehmen fast 1.000 Arbeitnehmer und war der größte Gewerbebetrieb des früheren Landkreises Braunschweig. Für Broitzemer Handwerksbetriebe, wie Sanitär-, Elektro-, Bauunternehmen und andere, galt das Werk als Hauptauftraggeber. Der Ort erlebte einen Boom, neue Eigenheime und Mietshäuser wurden erbaut, die Einwohnerzahl wuchs. Durch die Umstrukturierung der Landwirtschaft fanden nicht mehr benötigte Arbeiter eine Anstellung in der Mosaikplattenfabrik. Für aus den Dörfern des westlichen Landkreises kommende Beschäftigte war die Bahn das günstigste Verkehrsmittel für den Weg von und bis zum Bahnhof Broitzem. Von dort war es „ein Katzensprung zur Plattenbude“, wie das Werk im Volksmund genannt wurde.

Niedergang

Seit Anfang der 1960er Jahre ging es dann jedoch bergab. Billigimporte aus Italien und Japan, wo die Arbeitslöhne niedriger als in Deutschland waren, bescherten dem Werk große Umsatz- und Gewinneinbußen. Die in Boizenburg an der Elbe produzierten „DDR-Devisenbringer“ – das Werk war schon 1937 der größte Fliesenproduzent Europas –

brachten den westdeutschen Herstellern enorme Verluste. Der allein bestimmende Direktor und Vorstandsvorsitzende fasste Entschlüsse, die den Niedergang einläuteten. Der gute Ruf der Firma, die die Rohstoffe, Ton, Kaolin, Quarzsand und die Glasuren-Bestandteile immer in allerbesten Qualität einzukaufen pflegte, ging dahin, als man auf „Billiglinie“ umschwenkte. Nach Engpässen des Kaolin-Lieferanten wurde der Anteil dieses Stoffes in den Fliesen verringert – mit der Folge, dass die Keramik nach einiger Zeit feine Haarrisse bekam. Gespart wurde auch, weil die alten Produktionsanlagen nicht früh genug durch neue leistungsfähigere ersetzt wurden. Die Qualität der Produkte ließ so sehr nach, dass die Firma an Reklamationen zu ersticken drohte. Man geriet in die Verlustzone und entschloss sich erst dann zum Bau neuer Produktionsanlagen, als es bereits zu spät war. Zuerst begann die Fertigung von Klein- und Mittelmosaik-Fußbodenfliesen auf einer neuen Fließbandanlage. Nach einem Jahr funktionierte sie immer noch nicht fehlerfrei. Weil die Anfang 1966 montierte neue Wandfliesenfertigungsanlage vorwiegend aus Eigenmitteln finanziert werden sollte, war das Unternehmen schließlich zahlungsunfähig. Der Probelauf dieser Anlage lief im Frühsommer an und endete im Fiasko. Die Schulden bei einer hiesigen Bank betrugen 4,2 Mill. DM. Weil Zahlungen an die Lieferanten ausblieben, rückte der Hersteller der neuen Pressanlage an, demonitierte diese kurzentschlossen und lieferte sie an einen anderen Kunden. Die Bank war nicht mehr bereit, sich weiter für das Werk zu engagieren. Im September 1966 folgte die Eröffnung des Konkurses, einen Vergleich ließ die Überschuldung nicht mehr zu. Nach der Konkurseröffnung kaufte der Fachverband der keramischen Wand- und Bodenfliesenindustrie den Betrieb auf und ließ ihn „ausschlachten“, um so für immer eine Konkurrenz für die übrigen deutschen Wand- und Bodenfliesenwerke auszuschalten. Nach Verkauf der Vermögenswerte und 20 Hektar Grundbesitz konnten alle Gläubiger abgefunden werden.



Abb. 5 oben: Tonkuhle der Marienberger Mosaikplattenfabrik, 1959, Archiv Dieter Heitefuß.



Abb. 6 mitte: Marienberger Mosaikplattenfabrik, Ansicht vom Hof Pirschel, Gärtnerhofsiedlung, 1950, Archiv Dieter Heitefuß.



Abb. 7 unten: Aktie über 100 DM der Marienberger Mosaikplattenfabrik 1951, Archiv Göttl.

Das Fabrikgelände in der Folgezeit bis heute

In die leer stehenden Fabrikgebäude etablierten sich Gewerbetriebe aller Art, auch die Verwaltungsgebäude, das Hausmeisterhaus und die Villa des Direktors fanden neue Eigentümer. Zwei der drei hohen Schornsteine mit dem Werkselement, einem umrandeten „M“, blieben bis 1995 erhalten. Ein Abbruchunternehmen verfüllte die mit Wasser voll gelaufene Tonkuhle mit Bauschutt, lediglich ein Fünftel davon blieb als kleiner Teich (heute Naturbiotop) übrig. In das Anfang der 1960er Jahre gebaute neue Verwaltungsgebäude und eine südlich davon gelegene Halle (erkennbar durch das Ziegelsteinmauerwerk) zog der Elektronikhändler Völkner. Firma Cederbaum lagerte in einem Bereich Altpapier. Öfters zündelten dort Unbefugte, so dass die Freiwillige Feuerwehr Broitzem zum Löschen ausrücken musste. In „Rotlichtkreisen“ war der „Club de Massage“ Marienberger Straße in den 1970er Jahren bekannt. Gebrauchtwarenhändler kamen und gingen, Minigolfhalle und Fitnessstudio gehörten zum heutigen Freizeitangebot. In der parkähnlichen Anlage im Ostteil des Grundstücks baute ein Festzeltunternehmer eine Lagerhalle mit anliegendem Wohnhaus.

Ein Fleischereibetrieb mit mehreren Filialen in Braunschweiger Stadtteilen bezog hier seine neue Fertigungsstätte, dazu zwei Familienbungalows für Senior- und Juniorchef und deren Familien. Auch ein Freizeitbetrieb mit Reitpferden und dazugehöriger Gaststätte ließ sich am Rand des Grundstücks zur Gartenstadt nieder. In einigen Hallen ging es „ein und aus“. Nachdem der Elektronikhändler Conrad die Firma Völkner kaufte, übernahm das Logistikunternehmen DHL das Verwaltungs- und das Lagergebäude und baute noch eine große Halle dazu. Zu allen Betrieben ist die Anfahrt nur von der Frankfurter Straße her kommend über die Marienberger Straße möglich. Im Luftbild von 2014 erkannte man inmitten des Werkgeländes noch das verbliebene, jedoch dem Verfall preisgegebene Kesselhaus.



Die Anlage der Brunnen in Mascherode ist uns durch Zeichnungen und Beschreibungen von Maurermeister Fritz Habekost überliefert (siehe Kasten Seite 14).

Im Sommer 1995 legten die historisch interessierten „Wasserbrüder“ den seit den 1960er-Jahren zugeschütteten Dorfbrunnen frei. (Abb. 3) In 3,70 m Tiefe fanden sie den typischen Eichenholzrahmen, auf dem das Kalksteinmauerwerk steht. (Abb. 4) Desgleichen erkundeten sie andere leer gepumpte Brunnen, die die oben beschriebene Bauweise ebenso aufweisen. Das aus den Brunnen geförderte Wasser – anfangs mit Eimer und Stange, später mit Eimer an einem Seil über eine Rolle mit Kurbel und schließlich mit einer Schwengelpumpe – wurde dann in Haus und Stall getragen. (Abb. 5) Als neuzeitlichen Ansatz ergänzten die „Wasserbrüder“ den Dorfbrunnen mit einer solarbetriebenen 12 Volt-Pumpe aus dem Braunschweiger Technologiezentrum. Diese eigentlich für Afrika konzipierte Solarpumpe läuft nun schon 20 Jahre und lässt das Brunnenwasser in der warmen Jahreszeit in einen alten Futtertrog plätschern, aus dem es zurück in den Brunnen läuft. (Abb. 6)

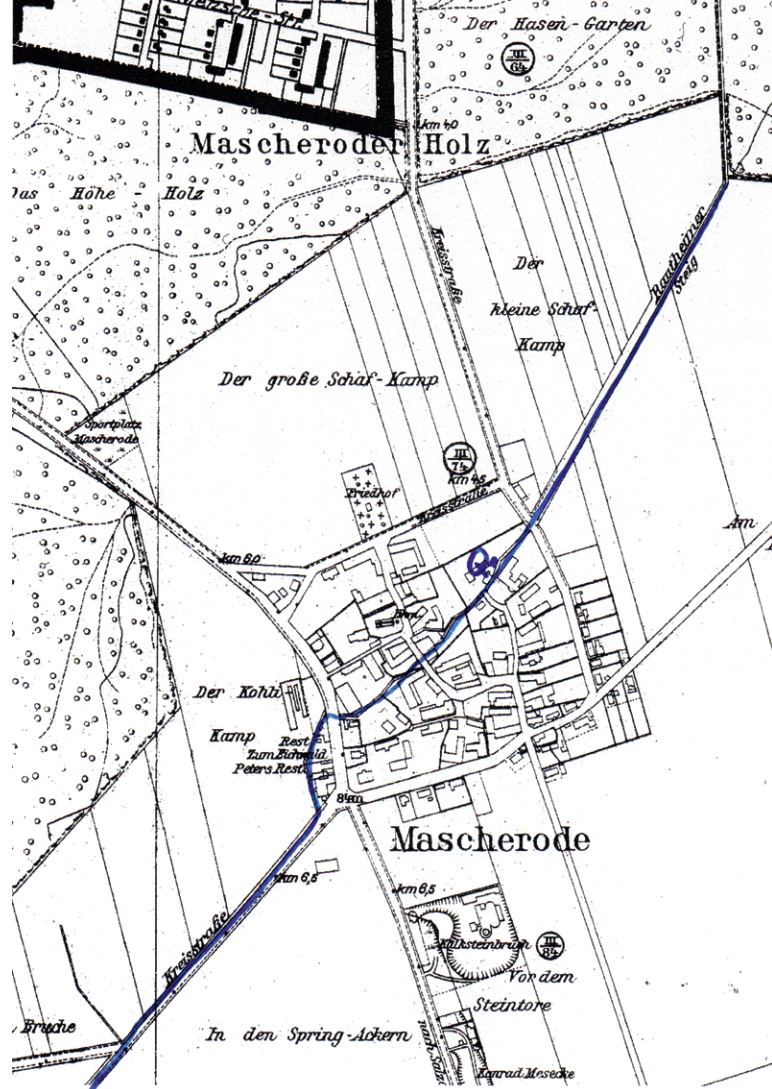
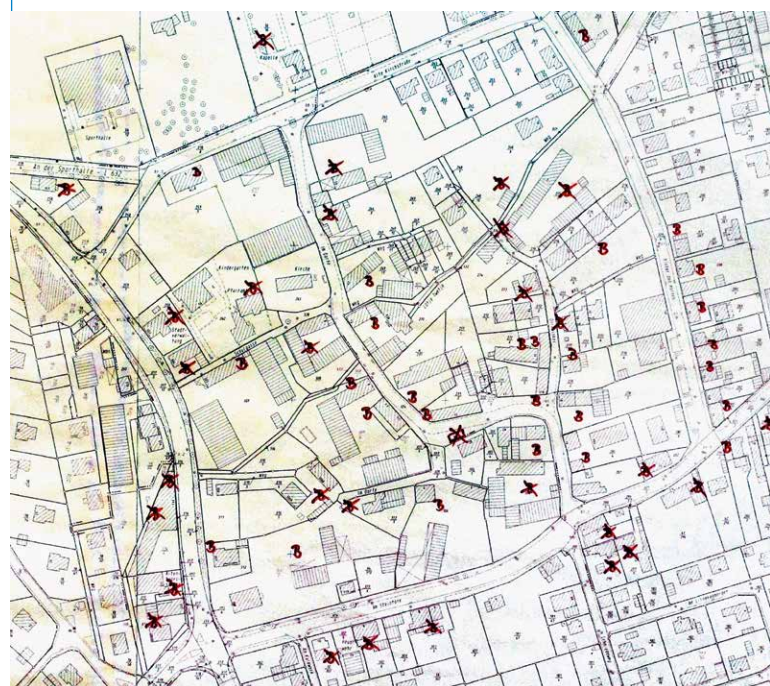


Abb. 2 unten: Karte von den Brunnen im Ort. B = derzeit noch vorhandene Brunnen, X = zugeschüttete Brunnen.



Dat Brunnenslink – Aufzeichnung von Fritz Habekost

In Mascherode wurde um die Jahrhundertwende (um 1900) schon nicht mehr „Born“ statt „Brunnen“ gesagt, soll aber auch hier gebräuchlich gewesen sein. Früher wurden die Brunnen mit Kalkbruchsteinen – behauen und unbehauen – geschichtet und mit Mörtel aufgemauert. Nach Aufkommen der gebrannten Ziegelsteine nahm man diese, mauerte die Brunnen viereckig oder rund, im letzteren Falle mit besonders angefertigten „Radialsteinen“ auf. Die Vorarbeiten waren schwierig und lebensgefährlich anzusehen. Das Erdreich wurde zunächst ausgehoben bis auf die Brunnensohle, oder besser, bis auf die wasserführende Kiesschicht. Hierauf legte man ein „Eikholtzlink“ – viereckig oder rund – und fing auf dem „Slink“ an zu mauern. Ein „Slink“ legte man aus dem Grunde, daß der Brunnen sich gleichmäßig „setzen“ konnte. Diese Art des Brunnenbaues wurde noch bis zur Jahrhundertwende (um 1900) getätigt, dann aber durch die Zementringe (= Betonringe) abgelöst. Viele aus Bruchsteinen und Barnsteinen gemauerte Brunnen waren verfallen, wurden zugeschüttet und neue gegraben.

Die Zementringe, zunächst wurde einer aufgestellt und 1 Mann fing im Innern an auszugraben, durch die eigene Schwere sackte der Ring tiefer, hatte er mit seiner Oberkante die Erdoberfläche erreicht, setzte man einen zweiten darauf. Das ausgehobene Erdreich wurde mit Eimern herausbefördert, alles von Hand, wenn er tiefer wurde, stellte man einen Dreibock auf, ließ über eine im Scheitelpunkt angebrachte Rolle ein Seil laufen, hängte daran einen Eimer und zog mit den Händen den gefüllten Eimer hoch. Später brachte man auch an zwei Beinen des Dreibockes eine Welle an, die an jedem Ende einen Kreckel (= Kurbel) hatte, wickelte das Seil um die Welle und erreichte dadurch eine wesentliche Arbeitserleichterung. Unten auf der Arbeitssohle konnte immer nur einer arbeiten, er hatte die schwerste Arbeit, denn je nach Bodenart mußte er mit Spaten und Schaufel, Spitzhacke oder bei unserem kalkhaltigen Untergrund mit Schlägel und Eisen arbeiten, bis er die wasserführende Schicht erreichte.

War der Brunnen fertig, setzte man auf den oberen Rand ein Geländer – ein „Jelenter“ – aus Latten oder aus Brettern eine Planke, ca. 1 m hoch. Auch aus Barnsteinen wurde der Brunnenring ca. 1 m höher gemauert, oder er wurde aus behauenen Platten (angefertigt), hier in Mascherode wurden meistens Sollinger oder Velpker Sandsteinplatten verwendet. Große behauene Sandsteinplatten wurden an den Ecken mit Eisenklammern zusammengehalten.

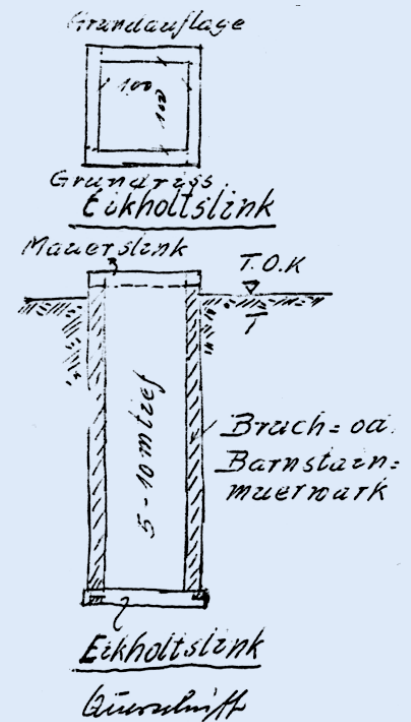


Abb.: Brunnenslink: Grundriss und Querschnitt.

Südöstlich des Ortes verläuft die Harzwasserleitung von der Eckertalsperre über den Thieder Lindenberg nach Wolfsburg (gebaut 1941 bis 1943). Schon 1934 plante die Gemeinde sich daran anschließen lassen, doch erst seit 1955 konnte diese Maßnahme umgesetzt werden. Angefangen wurde in der Siedlung Am Kalkwerk, es folgten die Neubaugebiete Landwehrstraße/Am Linnekenmorgen und ab 1958 das übrige Dorf. Die Bürger wurden damals aufgefordert, ihre alten Brunnen stillzulegen, damit sich der kostenträchtige Leitungsbau durch hohen Verbrauch möglichst bald amortisieren sollte. Jedoch bereitete den Harzwasserwerken 1959 ein besonders heißer Sommer Kapazitätsprobleme. Um dieser Wasserknappheit langfristig begegnen zu können, gründete der Landkreis Braunschweig den Wasserverband Weddel/Lehre, unter dessen Planung dann mehrere Tiefbohrbrunnen (u.a. ein Wasserwerk zwischen Mascherode und Stöckheim, kurz vor der A 395) und Hochbehälter eingerichtet wurden. Ab Juli 1961 speiste das Wasserwerk Mascherode bis zu 550000 m³/Jahr in das System ein. Je-

doch machte das kalkhaltige heimische Wasser laufende Entkalkungen in den Geräten notwendig. Somit ist es nachzuvollziehen, dass dieses Wasserwerk 1983 stillgelegt wurde und seitdem nur noch weiches, erstklassiges Harzwasser zur Verfügung steht.

Das Bereithalten von Löschwasser in großen Becken war eine wassertechnische Vorsorgemaßnahme. Zunächst benutzte man das sich in der „Tongrube“ sammelnde Wasser als Löschreserve (heute befinden sich dort der Parkplatz und die Kegelbahn der Gaststätte Zum Eichenwald). 1888 ließ die Gemeinde Mascherode ein etwa 3 m tiefes Feuerlöschbecken aus Kalksteinquadern mauern. Seine zentrale Lage im Mitteldorf (heute unter der Rasenfläche am Traditionsbaum) bot große Wassersicherheit bei etwaigen Löscharbeiten. Zusätzlich gab es ein weiteres Feuerlöschbecken auf dem Grundstück Glindemann (Dorfwinkel 5), das in den 1960er-Jahren zugeschüttet wurde. Der damals sehr hohe Grundwasserspiegel ließ das Wasser beinahe bis an die

Oberkante stehen! Allerdings senkte der spätere Bau eines Kanalisationsnetzes das Grundwasserniveau so stark ab, dass nur noch „modderiges“ Wasser auf der Teichsohle blieb. Zur 800-Jahr-Feier (1992) des Ortes wurde erwogen, das Feuerlöschbecken abzudichten und zu befüllen, jedoch scheiterte das an zu hohen Kosten. (Abb. 7)

Die Entwässerung lösten die Bewohner früher recht einfach: Das verbrauchte Wasser und die anfallende Jauche aus den Ställen liefen in die auf den Grundstücken vorhandenen Jauchegruben. Von Zeit zu Zeit wurden sie entleert und die Fäkalien aufs Feld und die Gärten zur Düngung gebracht. Diese Art Abwasserentsorgung beeinträchtigte die Wassergewinnung in den Brunnen lange Zeit nicht. Erst als sich die Einwohnerzahl infolge der Flüchtlingsaufnahme nach dem Zweiten Weltkrieg verdoppelte und sich die Fäkalienmenge drastisch steigerte, kam es zu Verunreinigungen des Grundwassers (zu den etwa 570 Einwohnern kamen etwa 500 Flüchtlinge und Vertriebene). Zuerst mussten die Brunnen der Bäckereien, Gastwirtschaften und der Schlachtere geschlossen werden. Trinkwasser für Haushalte kochte man vor Gebrauch noch ab und hoffte auf die geplante Wasserleitung. Auch der ehemals saubere Flussgraben wurde wegen der stinkenden Überläufe aus Sickergruben unter der „Lüttjen Twetje“ verrohrt. Die Gemeinderatsmitglieder konnten so wenigstens etwas gegen den „Moddergeruch“ im Ortskern tun, während der offene Graben Richtung „Spring“ alle Gerüche wieder frei werden ließ.

Da eine geregelte Entsorgung immer dringlicher angeraten war, beschloss der Gemeinderat 1959, eine Kanalisation mit einer Kläranlage an der Stöckheimstraße zu errichten. Dieses Anfang der 1960er-Jahre mit sehr vielen Rückschlägen behaftete Unterfangen ist vielen Einwohnern noch bewusst: Das Bauvorhaben in der Nähe des bis heute existierenden Quellteiches „Spring“ hätte wegen des immensen Grundwasserzuflusses größter Vorsicht bedurft. Allerdings unterschätzte man damals diese Gefahr, sodass die kegelartig angelegte Baugrube voll Wasser lief. (Abb. 8) Erst nach monatelangen Versuchen mit leistungsstarken Pumpen war ein Baufortschritt möglich. (Abb. 9) Zwischenzeitlich trocknete der „Spring“ aus, denn stündlich wurden 28 m³ Wasser abgepumpt. Aufgrund der Eingemeindung erfolgte die Entsorgung in den 1970er-Jahren über eine Abwasserleitung unter Stöckheimstraße und Hornsweg Richtung Heidberg/Melverode, die zur Abwasserverwertung der Stadtentwässerung Braunschweig (www.se-bs.de) in Watenbüttel führt. Dort fand schon seit 1895 das Berieseln von landwirtschaft-

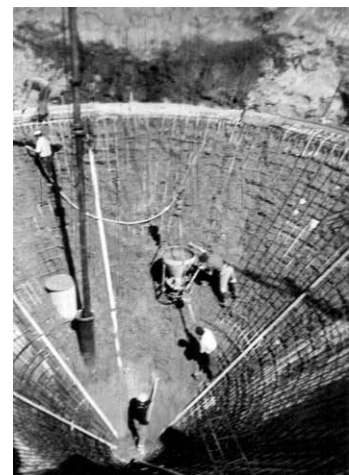


Abb. 3 rechts oben: Freilegen des Dorfbrunnens.

Abb. 4 rechts mitte: Das Brunnenslink als Fundament.

Abb. 5 links unten: Der Wassertransport, hier in neuerer Zeit gezeigt.

Abb. 6 rechts unten: Der Dorfbrunnen liefert Grundwasser.



Abbildungen oben von links nach rechts.

Abb. 7: Das Feuerlöschbecken kurz vor dem endgültigen Zuschütten.

Abb. 8: Die Baugrube der Kläranlage ist vollgelaufen.

Abb. 9: Betonierungsarbeiten beim Bau der Kläranlage.

Abb. 10 unten:

Naturdenkmal „Spring“.

lich genutzten Feldern nördlich der Autobahn 2 statt und seit 1976 werden die Abwässer im Klärwerk Steinhof nach modernsten Erkenntnissen umweltschonend gereinigt und dann verregnet.

Heute können sich die Bürger Mascherodes nur noch am heimischen Quellwasser des „Spring“ erfreuen. Es sprudelt im Sommer wie im Winter mit 12° C aus der Erde und fließt als „Springbach“ Richtung Melverode in die Oker ab. 1976 wurde der Quellbereich unter Schutz gestellt. Das Naturdenkmal ist als lohnenswertes Ziel für einen Spaziergang anzusehen und bietet beste Bedingungen für die Gesundheit erhaltendes „Kneippsches Wassertreten“. (Abb. 10)

Abbildungsnachweis: Abb. 1-4, 6-10: Archiv Henning Habekost.

Abb. 5: Foto Dieter Heitefuß.



»...zu nicht geringem Schaden und Nachteil ...«

Bürgerliche Bildungsoffensive mit nachhaltigen Folgen Die Gründung des Martino-Katharineums vor 600 Jahren

Prof. Dr. h. c. Gerd Biegel, Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig

600 Jahre und noch immer jung – so lässt sich der Eindruck kurz beschreiben, den die älteste Schule in der Stadt Braunschweig bei ihrer Jubiläumsfeier im Februar 2015 machte. (Abb. 1) Mit diesem Alter ist das heutige Martino-Katharineum zwar nicht die erste Schule in Braunschweig, aber die älteste in der Stadt, die zweitälteste im alten Land Braunschweig, und zählt zu den ältesten Schulen in Norddeutschland überhaupt. Diese „lange Dauer“ der Bildungsgeschichte ist beeindruckend und es gibt – sehen wir einmal von der Kirche ab – keine Institution unserer Stadt, die eine so lange Geschichte und Tradition aufweisen kann. Von 984 Jahren dokumentierter Stadtgeschichte sind 600 Jahre mit der Institution MK verbunden, womit diese Schulgeschichte stets auch prägende Stadtgeschichte war und ist.

Doch diese Schulgeschichte war als Bildungsgeschichte eingebunden in einen sehr viel länger andauernden Prozess, der die Entstehung der abendländischen Bildungseinrichtungen im Mittelalter umfasste, eng verbunden mit der Entwicklung des Christentums in dieser Zeit. Durch diesen Kontext war zunächst aber auch die Zielsetzung in der Pflege der höheren Bildung vorgegeben: sie sollte vor allem der Ausbildung künftiger Priester dienen. Somit waren die Anfänge stets Ergebnis eines zunächst von der Kirche ausgehenden Bildungssystems. In seinem Zentrum standen die kirchlichen Schulen, die bis in das späte Mittelalter hinein die einzigen Bildungsinstitute überhaupt darstellten. Klosterschulen, Dom- und Stiftsschulen und – mit geringerer Bedeutung Pfarr- oder Parochialschulen – kennzeichneten also

das äußere System des Schulwesens im christlichen Mittelalter.

Mit dem Ziel, ein christliches Weltreich zu schaffen hatte erstmals Karl der Große (768-814) den Versuch verbunden, sowohl der Berufsausbildung der Geistlichen als auch der christlichen Allgemeinbildung der Laien eine festere Basis zu verschaffen. Mit einem Rundschreiben über die Pflege der Wissenschaften (*Epistola de litteris colendis*) ermahnte er die Geistlichen zu literarischen Studien, einer besseren Ausbildung auch der Sprache (Latein!) und forderte 789 in der *admonitio generalis* zusätzlich dazu auf, bei allen Klöstern und Domstiften Schulen einzurichten. Wenn damit neben der Unterrichtung der Kleriker auch eine von den Priestern ausgehende christliche Erziehung des ganzen Volkes angestrebt war, so hat sich letztere nicht als Bildungsziel durchsetzen können, jedoch eine wichtige Voraussetzung für ein allgemeines Bildungssystem geschaffen. Die karolingische Bildungsreform war institutionell und inhaltlich zunächst noch an der Kirche, ihren Institutionen und ihrer Lehre orientiert. Diese geradezu programmatische Zielsetzung Karls des Großen mit dem Zusammenhang von Bildungswesen und kirchlichen Einrichtungen ergab zugleich den Anspruch des Klerus auf Trägerschaft bei Bildung und Bildungseinrichtungen. In diesem Sinne hatten

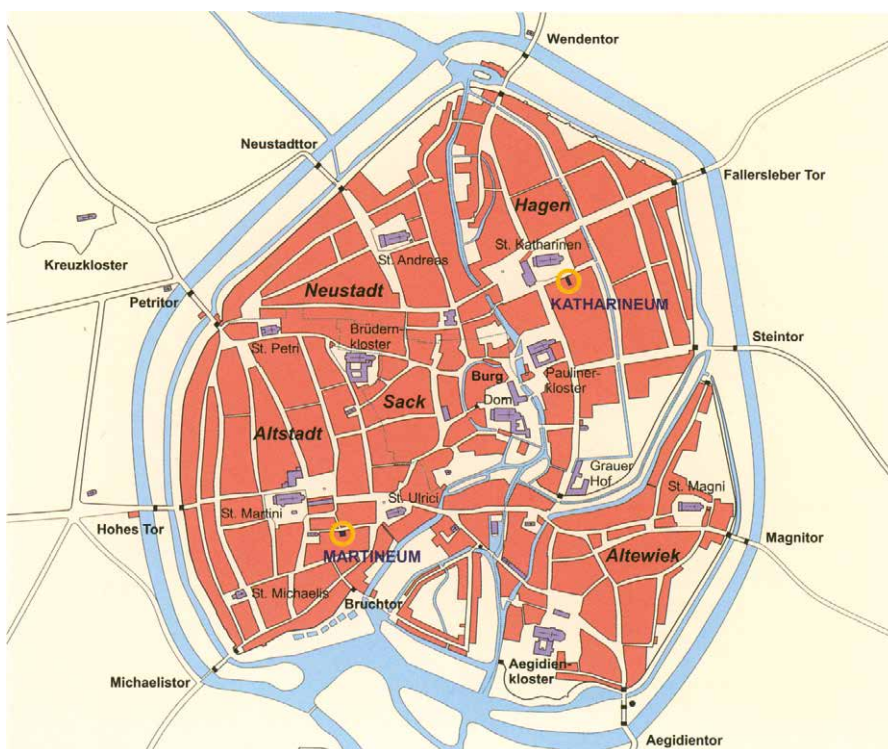
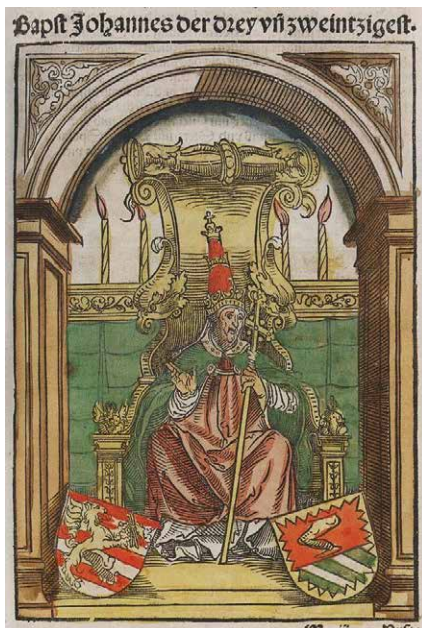


Abb. 1 oben: Hauptgebäude des Martino-Katharineums, „*Virtuti, Humanitati, Pietati*“ ... zu deutsch: „Tugend, Menschlichkeit, Pflichtgefühl“, rechts: Historisches Portal am Nebengebäude (*Aula/Sporthalle*).

Abb. 2 unten: Braunschweig um 1500, mit den beiden Schulstandorten.



auch in der Bildungsgeschichte des Braunschweiger Landes Klöster und Stifte in der Frühzeit des Mittelalters eine dominante Rolle gespielt, denken wir beispielsweise an Gandersheim und Roswitha von Gandersheim. Mit dem allmählich entstehenden Städtewesen seit dem Hochmittelalter und vor allem während des Spätmittelalters zeigte sich jedoch bald, welch großes Konfliktpotenzial in dieser Dominanz enthalten war, das letztlich, z. B. im Braunschweiger Land bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, immer wieder zu Auseinandersetzungen und Krisen führen sollte, wie sich eindrucksvoll bereits bei der Gründungsgeschichte von Martineum und Katharineum bestätigen sollte.

Zunächst war die, auch in Braunschweig von der Kirche, vor allem den beiden Stiften St. Blasii und St. Cyriaki sowie dem Benediktinerkloster St. Aegidien, getragene Schulbildung orientiert am mittelalterlichen Bildungskanon. Im Mittelpunkt des Unterrichts stand die Sprache der Kirche, das Latein, aber auch Lesen und Schreiben wurden geübt. Grundlage des Unterrichts waren die sieben freien Künste unterteilt in das dreigliedrige Trivium (Grammatik = Latein, Rhetorik, Dialektik) und die „artes reales“ im viergliedrigen Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik). Dieser lateinisch-literarische Bildungskanon bestimmte das Schulsystem während des ganzen Mittelalters. Mit der Entwicklung des Städtewesens seit dem 13. Jahrhundert und dem Entstehen eines an weiterführenden Bildungsinhalten orientierten Bürger-

tums setzte allmählich eine Neuorientierung der schulischen Ausbildung ein, die Kennzeichen einer tiefgreifenden Auseinandersetzung zwischen Bürgerschaft und Klerus werden sollte.

Die Ursachen lagen zum einen im Anspruch der Kirche, alleiniger Träger des Schulwesens zu sein, zum anderen in der Notwendigkeit des Bürgertums, seiner Jugend eine bessere und an den Aufgaben von Wirtschaft und Handel orientierten Ausbildung zu ermöglichen. Dies letztere hing mit dem Aufblühen der städtischen Wirtschaft und der wachsenden politischen Macht des städtischen Bürgertums eng zusammen. So waren im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts in anderen Hansestädten bereits städtische Lateinschulen entstanden, die den neuen Erfordernissen Rechnung tragen sollten. Diese Vorbilder, allgemeine bildungspolitische Zeittendenzen und grundlegende Auseinandersetzungen zwischen Rat und Geistlichkeit in Braunschweig, dürften die auslösenden Faktoren gewesen sein, die zu Überlegungen führten, eigene Stadtschulen einzurichten, und zwar bei den beiden städtischen Pfarrkirchen St. Martini (Altstadt, Sack, Altewiek) und St. Katharinen (Hagen, Neustadt). Seit der Großen Schicht (1374) verstärkten sich die Bestrebungen des stadtbürgerlichen Patriziats, Einfluss auf das kirchliche Ausbildungswesen zu gewinnen. Die Gründe lagen scheinbar in sachlichen Erwägungen, tatsächlich jedoch war das Erscheinungsbild des Klerus durch mangelndes (nicht nur theologisches) Wissen in Misskredit geraten; hinzu kam die schlechte Behandlung der Bürger-



Abb. 3 oben: Papst Johannes XXIII.

Abb. 4 unten: Die Urkunde vom 24. Februar 1415.

söhne in den kirchlichen Schulen, sobald zwischen Rat und Kirche Streitigkeiten auftraten. Dies wurde insbesondere während der Auseinandersetzung zwischen dem Stift St. Blasius und dem Rat wegen der Besetzung einer Pfarrstelle an der St. Ulrichskirche der Fall deutlich. Im Laufe dieser Auseinandersetzung, die als sogenannter Pfaffenkrieg bekannt geworden ist, eskalierte der Konflikt und das Stiftskapitel verfügte die Schließung der Schule. Daraufhin setzten die Stadtbehörden ihren länger vorbereiteten Plan, eigene Lateinschulen zu gründen, in die Tat um und beschlossen bei St. Martini und St. Katharinen jeweils eine städtische Lateinschule einzurichten, d. h. in den beiden bedeutendsten Weichbildern, in der Altstadt und im Hagen. (Abb. 2)

Diese Pläne des Rates stießen auf den erbitterten Widerstand der Geistlichkeit in Braunschweig, die eine ernsthafte Gefährdung ihres Bildungsmonopols ebenso wie nicht unerhebliche wirtschaftliche Vorteile ihrer Lehrkräfte und Schulen gefährdet sah. Während sich die Vertreter der Kirche an die welfischen Landesherren, die Herzöge Bernhard und Heinrich, wandten, die prompt eine solche Schulgründung untersagten, richtete der Rat der Stadt gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein offizielles Schreiben an den Papst, um die Notwendigkeit der Schulgründungen ausführlich und diplomatisch geschickt darzulegen und zu begründen. So sah man die Einrichtung von eigenen städtischen Lateinschulen ganz besonders deshalb für notwendig an, um den Schulkindern die großen Entfernungen der bisherigen Schulwege zu ersparen und gerade in den strengen Wintern den regelmäßigen Schulbesuch zu erleichtern. Aber auch die neuen Anforderungen in Berufen wie Fernhändler und Gewerbetreibende erforderten eine solide schulische und diesen Bedürfnissen angepasste Ausbildung. Nicht zuletzt sollten aber auch in den Stadtpfarrkirchen geübte Schülerchöre zur Verbesserung der Gottesdienste zur Verfügung stehen. Der Weg und die Argumentation waren erfolgreich, denn Papst Johannes XXIII. (Abb. 3) erteilte am 24. Februar 1415 dem Rat der Stadt Braunschweig die allerhöchste Genehmigung zwei städtische Schu-



Abb. 5: Fricke Tweedorp bringt die Urkunde über die Gründung der Schulen von St. Martini und St. Katharinen 1415 von Konstanz nach Braunschweig.

len bei St. Martini in der Altstadt und St. Katharinen im Hagen einzurichten. (Abb. 4) Diese Urkunde stellt eines der wichtigsten Dokumente der mittelalterlichen Bildungsgeschichte Braunschweigs dar und befindet sich heute im Stadtarchiv Braunschweig. (Abb. 5)

Das „auf die inständigen Bitten von Bürgermeistern, Rat und Gemeinde der Stadt Braunschweig hin“ erlangte päpstliche Privileg war für Braunschweig damals eine „Bildungsrevolution“. Schließlich verlor die Kirche ihr Bildungsmonopol und musste dieses nun mit den städtischen Behörden als weiterem Schulträger teilen. Papst Johannes XXIII. drückte in diesem Privileg die Erwartung aus, dass durch die städtischen Schulen bei St. Martini und St. Katharinen „sowohl der Unterricht als auch der Gottesdienst ... verbessert werden können“. Ausgestellt hat Johannes XXIII. die Urkunde in Konstanz, wo er an dem unter Kaiser Sigismund tagenden Konzil (1414-1418) teilnahm. Gegen diese Entscheidung zugunsten des Rates hat die Geistlichkeit umgehend heftigen Widerspruch eingelegt und in Rom, in Konstanz und am kaiserlichen Hof gleichzeitig Klagen angestrengt. Bereits am 17. August 1415 beschloss das Konzil, den Rechtszustand vor dem päpstlichen Privileg wieder herzustellen, woran

neben dem Braunschweiger Klerus wohl auch die welfischen Herzöge Bernhard und Otto erheblichen Anteil hatten, die die beiden Stifte und den Abt von St. Aegidien dabei unterstützten, den Verlust des Schulmonopols zu verhindern.

Wie so oft in ihrer Geschichte, scherte sich aber die Stadt Braunschweig wenig um geltendes Recht und setzte den Bau ihrer Schulen fort. Dagegen klagte der Klerus schließlich vor dem päpstlichen Appellationsgericht. Es wurde ein langjähriger Prozess, aber die Kläger hatten Erfolg und der Stadt wurde der Weiterbetrieb der Schulen untersagt und zugleich wurden ihr auch noch die Prozesskosten aufgedrückt. Dies war am 6. Oktober 1417 erfolgt, doch kurze Zeit später veränderte sich die kirchenpolitische Ausgangssituation völlig, denn das Konzil von Konstanz traf eine wichtige Entscheidung für den innerkirchlichen Frieden. Nach dem sogenannten Schisma, d. h. der Kirchenspaltung, hatten neben Johannes XXIII. noch zwei Gegenpäpste (Benedikt XIII. und Gregor XII.) seit 1378 regiert. In Konstanz wurden Johannes XXIII. und Benedikt XIII. abgesetzt und Gregor XII. trat aus Altersgründen zurück. Als Nachfolger wurde im November 1417 Martin V. gewählt.

Trotz der ursprünglichen Entscheidung des päpstlichen Gerichtes gab der Rat nicht auf, sondern erneuerte sein Gesuch an den Papst. Die geschickte Verhandlungsstrategie des städtischen Beauftragten Dietrich Fritze sowie erhebliche Geldmittel (900 Gulden), die zusätzlich eingesetzt wurden, führten letzten Endes zum Erfolg. Papst Martin V. bestätigte am 14. September 1419 die ursprüngliche Entscheidung seines Vorgängers mit einer in Florenz ausgestellten Urkunde. Auch sie stellt einen wichtigen Beleg dafür dar, dass die städtische Schulpolitik dieser Zeit Ausdruck eines bürgerlichen Selbstständigkeitsstrebens gegenüber Kirche und Landesherr war, für das selbst ein hoher personeller und finanzieller Einsatz gerechtfertigt schien. Durch die Vermittlung des regierenden Herzogs Bernhard von Braunschweig-Lüneburg wurde schließlich auch am 24. Februar 1420 der Streit zwischen dem Rat und der Geistlichkeit beigelegt, wobei der erreichte Kompromiss zugleich das Ende des sogenannten Pfaffenkrieges bedeutete.

In unmittelbarer Nähe zu den Hauptpfarrkirchen St. Martin und St. Katharinen entstanden nun endgültig die beiden ersten Schulgebäude, sodass die Schüler nur einen kurzen Weg zu der jeweiligen Kirche hatten, deren Gottesdienst sie mehrmals täglich besuchen und mit ausgestalten mussten. Wie nicht zuletzt aus den Gründungsurkunden ersichtlich ist, dürfte in Art und Inhalt des Unterrichts kaum ein Unterschied zwischen den kirchlichen und den städtischen Lateinschulen in dieser Zeit bestanden haben. Erwähnenswert ist jedoch in diesem Zusammenhang, dass in dem Vergleich von 1420 ausdrücklich das Bestehen sogenannter Schreibschulen („Schrivelscholen“) erwähnt wurde, an denen lediglich Lesen und Schreiben gelehrt wurde – ohne Latein und sonstige Wissenschaften zu unterrichten. Dies dürfte ebenso Signal für ein weiteres Vordringen stadtbürgerlicher Ansprüche im Bildungswesen des 14. und 15. Jahrhunderts gewesen sein, wie die Tatsache, „daß der Rat um die Anstellung gelehrter Schulleiter bemüht war, denen er annehmbare materielle Bedingungen bot.“ Zu den bedeutendsten Schulmeistern an einer

der beiden städtischen Lateinschulen gehörte der Dichter und Chronist Thilemann Raschen von Zierenberg, der 1467 an der Universität Erfurt den Grad eines Magister artium erworben hatte, und anschließend in Braunschweig unterrichtete. Sein Beispiel belegt den hohen Bildungsstand der Schulmeister an den städtischen Schulen, jedoch kann von daher nicht automatisch auf einen entsprechend angesehenen Ausbildungs- und Unterrichtsstand an den Schulen geschlossen werden. Dies wird an der gemeinsamen Schulordnung der Prälaten und des Rates von 1478 deutlich, die erstmals seit der Gründung der beiden städtischen Lateinschulen einen Einblick in die Entwicklung des Braunschweiger Schulwesens im 15. Jahrhundert ermöglicht. Der alte Streit um Schüler war immer noch lebendig, der Unterricht wurde nicht ausreichend qualifiziert erteilt, den Schülern fehlte es an Fleiß und Gehorsam und daher wurde es dringend notwendig, die wichtigsten Fragen des Schulalltags durch eine neue Schulordnung zu regeln. Dazu zählten Schulgeld, Unterrichtsinhalte und das Verhalten der Lehrer gegenüber Schülern und untereinander: So sollten Lehrer und Schüler keine Waffen tragen, unfähige Lehrer entlassen, Streitigkeiten der Lehrer durch eine Kommission geschlichtet werden, ferner sollten die Lehrer ihre Schüler nicht treten oder unwürdig stoßen, sondern gutes Vorbild sein. Privatschulen dürften nicht mehr als zehn Schüler unterrichten. Diese müssten nach sieben Jahren an eine öffentliche Schule gehen. Damit war erneut die Existenz privater Schulen bestätigt, wobei wohl die bereits erwähnten Schreibschulen gemeint sind. Bei den Lehrinhalten sind die bereits bekannten Ziele anzustreben, nämlich Tugend und gute Sitten zu vermitteln sowie die freien Künste in der gewohnten Weise zu lehren, besonders aber wurden die lateinische Sprache und der Gesang betont: „de frigen kunste na wontlikers wise, unde sunderliken, dat se latin spreken unde oren langte leren“.

Damit ist das Bildungsideal der Zeit umrissen. An der tatsächlichen Leistung der Schulen gab es jedoch heftige zeitgenössische Kritik. Thilemann

Raschen etwa kritisierte die Vernachlässigung der antiken klassischen Literatur und der Rhetorik zugunsten von Grammatik und Dialektik. Auch erhalte der Lehrer nur einen mäßigen Sold von den Zuhörern und kein Geld aus öffentlichen Mitteln. Ebenso bestritten viele Schüler ihren Lebensunterhalt durch Almosen. Diese Kritik mag Thilemann Raschen im Vergleich zu seiner Tätigkeit an der Universität Erfurt so überhart formuliert haben. Gerade die Matrikel der Universität Erfurt lässt nämlich erkennen, dass damals sehr viele Schüler aus der Stadt Braunschweig ein Studium absolviert haben und später als Ratsherrn, Ratschreiber, Professoren an Universitäten oder Juristen zu Ansehen gelangt sind, also wohl eine durchaus zufriedenstellende Schulbildung erfahren hatten. Gerade von denjenigen, die sich für weltliche Berufe entschieden haben, dürften sehr viele ihre Ausbildung am Martineum oder Katharineum gefunden haben.

In seiner Urkunde vom 24. Februar 1415 drückte Papst Johannes XXIII. die Erwartung aus, dass „die Kinder die Schulen gewissenhafter besuchen und in den erwähnten Fächern angemessener unterrichtet werden können“. Diese Erwartung haben Martineum und Katharineum im Wandel der Zeiten mit Unterstützung aber auch im Widerstand gegen die Politik voll und ganz erfüllt und den Weg in eine zeitgemäße moderne und zukunftsfähige Schulpolitik geöffnet, ohne die lange Tradition ihrer Geschichte zu vergessen, ganz im Sinne von Søren Kierkegaards Dictum: „Das Leben lässt sich nur rückwärts verstehen, muss aber vorwärts gelebt werden.“

Über die weitere Geschichte der Schule und einige der bedeutendsten Schüler wird in der nächsten Braunschweigischen Heimat berichtet werden.

Abbildungsnachweis: Vortrag des Verfassers am 18.02.2015 im Martino-Katharineum.

Junge Gesellschaft – Junggesellschaft: Der Ursprung des dörflichen Vereinslebens

Rolf Ahlers

Kultur hat heute viele Erscheinungsformen, immer wieder gestaltet durch die Ideen, Fertigkeiten und Interessen der Menschen. Kulturerzeugnisse gegenständlicher Art haben – oftmals im Erdreich verborgen – viele Jahrtausende, seit der „Urzeit“, überstanden. Neben den vielen Gebrauchsgegenständen fanden sich auch Kunstwerke an, die als Kultgegenstände bezeichnet worden sind. Zu welcher Art von (heidnischen) Kultzeremonien solche Dinge ihre Verwendung fanden, ist lediglich mit Mutmaßungen zu beantworten. Eine Zusammenfassung des Begriffes „urzeitlicher Kult“ zum Wort URKULT mag die damaligen Verhältnisse beschreiben. In diesem Wort URKULT lassen sich die beiden Buchstaben­gruppen UR und KULT in der Reihenfolge tauschen und das Wort KULTUR entsteht. Die Kultur von heute ist es, die unser gesellschaftliches Miteinander in besonderem Maße prägt. Kultur nehmen wir oftmals in



Abb. 1 oben: „Junge Gesellschaft und „Junggesellschaft“, in beiden markierten Gebieten ließen sich jeweils etwa 75 Vereine nachweisen. Der blaue Punkt im östlichen Gebiet markiert Braunschweig, Grafik: Rolf Ahlers.

Abb. 2 unten: Schützenfest Wendezelle 1920 oder 1921 mit 54 JGW-Mitgliedern, Foto: Archiv Rolf Ahlers.

statischer Form wahr, als Bauwerk, Kunstwerk und vieles andere mehr. Die dynamische Form der Kultur erleben wir in kulturellen Veranstaltungen, wobei die Glaubensgemeinschaften die längsten Traditionen vorweisen können. Neben der Glaubens-Kultur und der staatlich vorgegebenen Kultur, z. B. im Bildungswesen, gibt es heute reichhaltige Angebote: Kultur hat viele Erscheinungsformen.

In vielen Bereichen des täglichen (Veranstaltungs-)Lebens begegnen wir geschäftlichen Darbietungen und den gern und selbstverständlich entgegen­genommenen Vereinsaktivitäten. Auf ehrenamtlicher Basis wird den Vereinsmitgliedern und der Bevölkerung viel Abwechslung geboten. Auf die Frage nach dem Beginn oder dem Ursprung des dörflichen Vereinslebens gibt es wenige zuverlässige Antworten. Allerdings betätigen sich die Vereine „schon immer“ – wie der Volksmund





Abb. 3 oben: Kinderschützenfest Wendezelle 20. Juli 1947, mit den „Hoheiten“ (von links): Margot Mainka, Werner Kanisch (1. König), Irene Pisarz, Wolfgang Claus (2. König), Lieselotte Hoppenworth, Helmut Schulze (Offizier), Marlene Fröhlich, Josef Umlauf, Foto: Archiv Richard Schäfer.

Abb. 4 mitte: Kinderschützenfest Wendezelle 18. Juli 1948, Anzahl der Kinder: 101. Zweite Reihe von unten, in der Mitte, von links mit Schärpe: Richard Schäfer (1. König), Dieter Brennecke (Offizier), Günter Bähre (2. König), Foto: Archiv Rolf Ahlers.

Abb. 5 unten: Kinderschützenfest Wendezelle 1964, Anzahl der Kinder: 76. Zweite Reihe von unten, in der Mitte, von links mit Schärpe: Werner Hauer (2. König), Fritz Osterloh (Offizier), Hans Werner Baars (1. König), Foto: Archiv Rolf Ahlers.

sagt – als Ausrichter traditioneller Feste. – Nicht zu der in diesem Beitrag angesprochenen Thematik gehören die Tätigkeiten der städtischen Schützen-gesellschaften – manche bestehen bereits seit über 400 Jahren –, ihr Ursprung und Tätigkeitsbereich ist anderweitig begründet. Veröffentlichungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte streifen die Tätigkeiten der Vereine, wenn überhaupt, lediglich in geringem Maße, obwohl Sportvereine, Gesangsvereine, Schützenvereine usw. eine erhebliche Bedeutung haben und die Sozialgeschichte deutlich prägen. In einer umfangreichen landesgeschichtlichen Veröffentlichung lautet die Aussage zu dörflichen Traditions-Veranstaltungen nur kurz und knapp: „Schützenfest und Fastnacht werden von der Jungen Gesellschaft ausgerichtet.“ Die nähere Bewertung und Anerkennung der Jungen Gesellschaft bzw. Junggesellschaft als Ursprung des Vereinslebens – vor allem in ländlichen Gebieten – harrt offenbar noch einer eingehenden wissenschaftlichen Bearbeitung und Würdigung.

Eine Suche im Internet, durchgeführt im Herbst 2002, zu den Stichwörtern „Junge Gesellschaft“ und „Junggesellschaft“ ergab trotz etlicher hundert Treffer doch erstaunliche Ergebnisse. Sehr überraschend war, dass es derartige Vereine bzw. Vereinigungen nicht – oder nicht mehr? – in ganz Deutschland gibt. Einzelne Nachweise gab es für Belgien und die Schweiz. – Vorausgesetzt war bei dieser Suche, dass sich diese Jugendvereine mit einer eigenen Webseite darstellen oder aber auf der örtlichen Webseite (gestaltet von Stadt/ Gemeinde, Vereins-Arbeitsgemeinschaft usw.) erwähnt sind. Ein Anspruch auf Vollständigkeit kann so oder so nicht erfüllt werden. In Deutschland, von Süd-

West nach Nord-Ost betrachtet, wechselt der Begriff von Junggesellenverein über Junggesellschaft zu Junge Gesellschaft. Vermehrte Vorkommen dieser Vereine sind für zwei Gebiete festzustellen, und zwar in einem nördlichen Bereich von Rheinland-Pfalz (Schwerpunkt-Kreise: Daun, Mayen-Koblenz, Ahrweiler, Neuwied) sowie im benach-

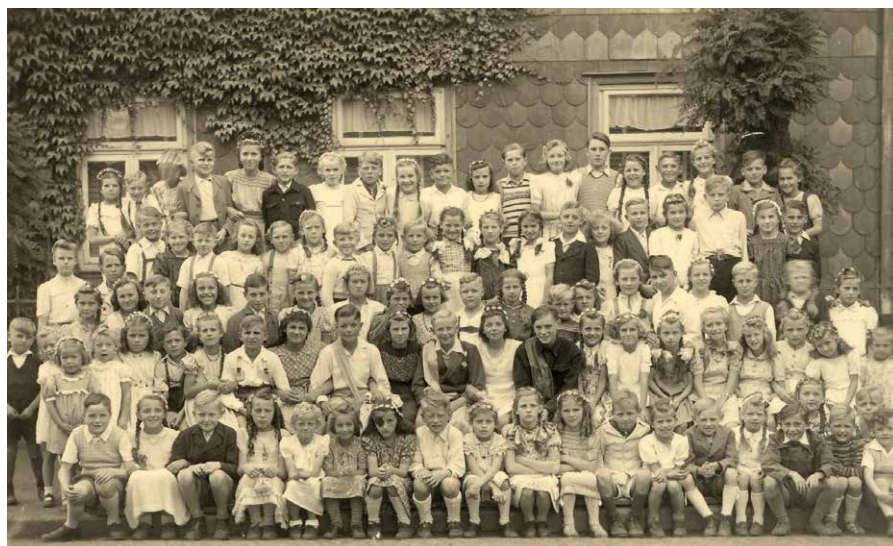




Abb. 6 oben links: Allerlei „Mummenschanz“ gab es um 1955 auch dabei: Albert Schäfer, Horst Opitz und Richard Schäfer mit der Darstellung: Till Eulenspiegel schläft in einem Bienenkorb, Foto: Archiv Richard Schäfer.

Abb. 7 oben rechts: Kindermaskerade, etwa 1966, vier Geschwister, Foto: Archiv Richard Schäfer.

Abb. 8 unten: Schützenfest Wendezelle Ende Juni 1939: 45 JGW-Mitglieder, und Nachwuchs unter dem Herzen: Ende Januar 1940 erblickten 2 stramme Jungen das Licht der Welt, Foto: Archiv Richard Schäfer.

barten südwestlichen Bereich von Nordrhein-Westfalen (Schwerpunkt-Kreise: Euskirchen, Düren, Bonn, Rhein-Sieg-Kreis), in Süd-Ost Niedersachsen (Schwerpunkt-Kreise: Hildesheim, Wolfenbüttel, Peine, Gifhorn). (Abb. 1)

In unserer Region sind die Begriffe „Junge Gesellschaft“ und „Junggesellschaft“ üblich. Was ist das und was bedeutet das? Obwohl beide Begriffe bekannt sind und verwendet werden, sie mögen landschaftlich oder historisch bedingt sein, markieren sie ihrem Herkommen nach keine grundsätzlichen Unterschiede. Beide Begriffe bezeichnen ursprünglich Vereine oder Vereinigungen mit dem selben Zweck „Veranstaltung von Schützenfest (auch Johannisfest genannt) und Fastnacht als dörfliche Feste für die Bevölkerung“ und mit der selben Mitgliedsstruktur: „Vereinsmitglieder sind Junggesellen im Alter von 16 Jahren bis zur Verlobung.“

Örtliche Besonderheiten zu diesen allgemeinen oder älteren Grundaussagen gab es früher und gibt es heute. Wichtige Änderungen bzw. Ergänzungen ergaben sich an manchen Orten durch die Aufnahme interessierter Junggesellinnen und / oder die Gestaltung und/oder die Beteiligung bei weiteren Veranstaltungen, z. B. Osterfeuer.

Ein treffendes Motto dazu lautet: „Tradition pflegen, aber mit der Zeit gehen.“ Tradition ist auch: „Das Alte bewahren und Neues beginnen.“





Abb. 9: Schützenfest Wendezelle 2007: 42 JGW-Mitglieder, Königin: Christin Stutterich, König: Stefan Hybsz, Foto: Archiv Alexander Lehne.

Hinweise: Ein „Jung-Gesellenverein“ ist etwas anderes, damit wird die vereinsmäßige Betätigung von jungen Handwerks-Gesellen bezeichnet. Gemeinsames Interesse besteht darin unter anderen in der Vorbereitung auf die Meisterprüfung. Die längste gefundene Tradition dieser Art pflegt die „Jung Gesellschaft von 1468“ in 79761 Waldshut (Baden-Württemberg), hat „www.junggesellen.de“ als Internet-Adresse. Die Internet-Adresse „www.junggesellschaft.de“ hat die Junggesellschaft in 31249 Bierbergen, die Internet-Adresse „www.junggesellschaft.de“ hatte die Junggesellschaft in 38159 Vallstedt, diese Adresse wird gegenwärtig angeboten.

Ein bedeutender gesellschaftlicher Umschwung begann nach der Völkerschlacht bei Leipzig, 1813. Es endete die Zeit der Besetzung, das weite Teile Norddeutschland umfassende Königreich Westphalen unter dem unbeliebten König Jérôme, Napoleons Bruder, gehörte der Vergangenheit an. Die neu gewonnene Freiheit entwickelte dann im Verlauf mehrerer Jahrzehnte neue Wirtschafts- und Lebensformen. „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn entwickelte und praktizierte seine Ideen. Die Burschenschaften formulierten und kämpften für freiheitliches Gedankengut. Zu dieser Zeit des Aufbruches entstanden – mindestens nachgewiesen in Orten des Braunschweigischen Gebietes – viele Junge Gesellschaften/Junggesellschaften. – Bereits auf die Jahre 1647/1729 führt die Junggesellschaft in 38272 Berel (Landkreis Wolfenbüttel) ihre Tradition zurück und befindet sich damit zeitlich weit vor dem soeben genannten Zeitraum. – Als den Junggesellen in Meerdorf am 1826 beim Scheibenschießen ein Unglück widerfuhr, folgte eine strafgerichtliche Verhandlung. Der aktenkundig gemachte Vermerk darüber dient als ältester Traditionsbeweis. Die Junge Gesellschaft in Zweidorf gratu-

lierte am 1842 zur Geburt eines Kindes in Schriftform, ein auch heute beweiskräftiges Dokument. Die Traditionen der Jungen Gesellschaft in Wendezelle, seit 1840, und der Junggesellschaft in Wendeburg, seit 1846, basieren auf den dokumentierten Zahlungen für Tanzgelage zu Johanni und Fastnacht zugunsten der Orts-Armenkasse. Die vier letztgenannten Orte gehörten bis 1974 zum damals aufgelösten Landkreis Braunschweig, seitdem zum Landkreis Peine gehörig. – Alle diese Nachweise können lediglich das Bestehen – nicht die Gründung – der Jungen Gesellschaften/Junggesellschaften dokumentieren.

Eine „Junge Gesellschaft“ oder „Junggesellschaft“ ist anfangs eine lockere Vereinigung gewesen, ohne Satzung und ohne schriftlich gefasste Regeln. Trotzdem war das Schema der im Jahreslauf üblichen Veranstaltungen fest gefügt:

Einkaufen (im April): Die neuen Junggesellen mussten sich in einer spaßvollen Aufnahme-prozedur unterwerfen und dabei auch die Frage stellen. „Ik dumme Junge frage de Junge Gesellschaft, ob ik as Knecht middelupen kann?“

Mai-Anschlagen (in der Nacht von Pfingstsonnabend auf Pfingstsonntag): Die altersmäßig passenden Jungesellinnen bekamen einen Birkenzweig (= Mai) an ihr Schlafzimmerfenster genagelt.

Schützenfest – in einigen Orten auch Fahnenjagen – (im Sommer): Rede des Offiziers, Königsschießen, In-den-Tanz-bringen, Annageln der Königsscheibe – oder der Fahne – beim Umzug durch den Ort.

Fastnacht (im Februar): Veranstaltung mit allerlei Spaß und Ulk, Verkleidung (Maskerade), Tanz.

Während das Einkaufen und das Mai-Anschlagen als vereinsinterne Veranstaltungen anzusehen sind, gestalteten sich Schützenfest und Fastnacht als Dorffeste für die ganze Bevöl-

kerung. Diese beiden ortsüblichen Veranstaltungen benötigten zu früherer Zeit keine große Vorbereitungen. Die Termine lagen traditionell sowieso fest. Der ehrenamtliche Bürgermeister und der Wirt – im Hauptberuf oftmals Landwirte – und die nebenberuflichen Musiker – ebenfalls im Ort tätig – bereiteten sich bereits „von allein“ auf die Veranstaltungen vor. Diese liefen sowieso „wie sonst und immer“ ab. (Abb. 2)

In den Jungen Gesellschaften/Junggesellschaften geht es um Kameradschaft, um Freundschaft und um Geselligkeit. Gemeinsamkeit steht im Vordergrund und darum ist auch das soziale Gefüge gegeben. Die Jungen Gesellschaften/Junggesellschaften sind die ältesten Vereine und sie haben die jüngsten Mitglieder. Die Lebensaltersspanne geht von 16 bis etwa 30 Jahre – was für eine Entwicklungsphase, vom Jugendlichen zum Erwachsenen! Den großen Erfahrungsschatz der Älteren lernen die Jüngeren kennen, übernehmen vieles davon, machen ihre eigenen Erfahrungen und bringen Neues ein. Sicher, es geht auch mal was „schief“ und so gleich ist es eine neue Erfahrung. Damit es nicht „zu schief“ geht oder eine gefährliche Situation eintritt oder wenn jemand „aus dem Ruder läuft“ – schon sind die Älteren zur Stelle, sie geben Hilfe und verweisen auf die Ordnung.

Die Jungen Gesellschaften/Junggesellschaften sind die „Wiege“ der örtlichen Vereine. Sie sind die ältesten Vereine und haben die jüngsten Mitglieder. Die Freiwilligen Feuerwehren sind keine Vereine, aber kameradschaftlich organisiert, viele sind aufgrund des Braunschweigischen Landesgesetzes von 1874 gegründet worden. Zeitlich danach lief es in vielen Orten nach diesem Schema ab: Es bildeten sich die Landwehrvereine (heute: Kyffhäuserkameradschaften), die Gesangsvereine, die Turnvereine, die Sportvereine und weitere Vereine, bis hin zu den Seniorenkreisen in den 1960er Jahren. Die Jungen Gesellschaften/Junggesellschaften sind aber auch die „Wiege“ der örtlichen Vereinsmitglieder. Viele (ehemalige) Mitglieder der Jungen Gesellschaften/Junggesellschaften finden sich bei der Feuerwehr, in den weiteren Vereinen oder in der Kommunalpolitik wieder, insbesondere auch in führenden Positionen. Das in „jungen Jahren erlernte Vereinsleben“ prägt für das ganze Leben.

Das soziale Verhalten ist im Herzogtum Braunschweig „von oben“ verordnet worden. So ist der bislang älteste urkundliche Nachweis für die Junge Gesellschaft Wendezelle (JGW) in der „Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Orts-

Armen-Casse in Wendezelle“ genannt. So war bei „feierlichen und fröhlichen Gelegenheiten“ z. B. 1853 „Für 2 in diesem Jahre im Baarsschen Krüge stattgehabte Tanzgelage 1 Taler“ zu zahlen. Diese Abgabe ist bis 1840 zurückzufolgern und dient als Grundlage für die diesjährige 175-Jahr-Feier. Sozialgeschichtlich interessant ist, dass die Abgabe, sie war offensichtlich eine Vergnügungssteuer, zur Unterstützung ärmerer Personen diente.

Beispiele für die Nachwuchsarbeit der JGW

1. Das erste Schützenfest der JGW nach dem Zweiten Weltkrieg fand noch zur Reichsmark-Zeit statt. Die Königsscheibe mit der Aufschrift „Hoch lebe die Junge Gesellschaft und ihr 1. König – Wendezelle, den 29. Juni 1947“ konnte Albert Hennecke beim Luftgewehrschießen erringen. Den Kindern hat das Schützenfest so gut gefallen, dass sie in der darauffolgenden Woche unter sich selber „Kinderschützenfest“ spielten. Die JGW nahm dies nicht nur zur Kenntnis, sondern handelte. Drei Wochen nach dem „großen Schützenfest“ fand am 20. Juli 1947 das „Kinderschützenfest“ statt, und zwar so wie bei den „Großen“: Mit Festrede vom Offizier zu Pferde, Luftgewehrschießen, In-den-Tanz-bringen, Umzug mit Kapelle und Annageln der Königsscheibe – die JGW hatte in kürzester Zeit für alles gesorgt. (Abb. 3) Weitere Kinderschützenfeste veranstaltete die JGW 1948 (Abb. 4) und 1949 sowie von 1964 (Abb. 5) bis 1969.

2. Zu Fastnacht fand als Abendveranstaltung die Maskerade der „Großen“ statt. (Abb. 6) Am Nachmittag richtete die JGW bereits die Kindermaskerade aus. (Abb. 7) Um 1960 musste jedes maskierte Kind 30 Pfennig Eintritt bezahlen. Die besten Masken wurden mit Pralinenkästen prämiert, 1., 2. und 3. Platz, alle weiteren Kinder bekamen eine Tafel Schokolade und die kostete damals 1 Deutsche Mark.

3. Das Wendezeller Osterfeuer wird seit 1993 wieder veranstaltet. Die JGW sammelt vorher Holz und dabei finden sich bereits zukünftige Mitglieder ein. Beim Osterfeuer selber, am Ostersonnabend, wird neben dem großen Haufen Strauchwerk auch ein kleiner Haufen als „Kinderfeuer“ entzündet, wo bereits die Kleinsten unter Aufsicht der JGW ein Feuer ganz nah erleben können.

4. Es wird auch untereinander geheiratet und für Nachwuchs gesorgt. (Abb. 8 und 9)

Ein altes Motto aus Jungen Gesellschaften/
Junggesellschaften lautet:

„Sterben die Bräuche, stirbt auch das Dorf.“

Also wird immer einmal etwas Neues probiert, denn:

*„Die Junggesellen vermehren sich zwar nicht,
sie sterben aber auch nicht aus.“*

Und gern füge ich hinzu:

*„Wenn es die Jungen Gesellschaften nicht gäbe,
müssten sie erfunden werden.“*



Heinrich Heike-Cramm – Ein Leben für Groß Gleidingen

Helga Sackmann



Abb. 1 oben:

Heinrich Heike-Cramm,
Foto Familienbesitz.

Abb. 2 unten: Der

„Heiken-Hof“, Brink-
straße 4, Groß Gleidingen,
Foto Helga Sackmann, 2014.

Abb. 3 mitte: Der Dreierherren-
stein, Foto Familienbesitz.

Vor 100 Jahren, am 19. März 1914, wurde Heinrich Heike-Cramm in Köchingen geboren. Er war das 3. Kind des Landwirts Wilhelm Cramm und seiner Frau Meta, geborene Heike, aus Groß Gleidingen. Nach den ersten Schuljahren in Köchingen besuchte er die höhere Schule in Braunschweig bis zur mittleren Reife. Obwohl Heinrich Heike-Cramm gern Förster geworden wäre, machte er eine landwirtschaftliche Lehre auf dem elterlichen Hof in Köchingen, da er den Hof seines Onkels Heinrich Heike in Groß Gleidingen erben sollte. Im Anschluss an den Militärdienst (1936-1938) war Heinrich Heike-Cramm drei Jahre als landwirtschaftlicher Verwalter auf einem Gut bei Stendal tätig, bevor er als Soldat zum Kriegsdienst eingezogen wurde. 1945 übernahm Heinrich Heike-Cramm den Hof seines Onkels und heiratete seine Frau Senta. Aus der Ehe gingen 2 Töchter hervor. Die jüngere Tochter, Heike Heyer, lebt heute mit ihrem Mann auf dem liebevoll restaurierten „Heiken-Hof“ in Groß Gleidingen. (Abb. 1 und 2)

1964 musste Heinrich Heike-Cramm seine landwirtschaftliche Tätigkeit aus gesundheitlichen Gründen aufgeben. Danach widmete er sich intensiv der Familienkunde und erforschte die Groß Gleidinger Dorf- und Heimatgeschichte. Er sammelte altes land- und hauswirtschaftliches Gerät, das er zunächst dem Landesmuseum in Braunschweig und dem Bauernhausmuseum in Bortfeld übergab. Ab 1978 hat er dann eine eigene volkskundliche Sammlung für sein Museum auf dem ehemaligen Kornboden des „Heiken-Hof“ angelegt, das inzwischen weit über 1000 Exponate beinhaltet. Dazu gehört auch eine Bildersammlung von Groß Gleidingen mit Fotos ab 1884, die er später mit Dias ergänzte und gern in interessanten und sehr lebendigen Vorträgen zeigte. Auf Initiative von Heinrich Heike-Cramm wurde 1982 südlich von Groß Gleidingen der „Dreierherrenstein“ errichtet, der geschichtliche Bedeutung hat und heute auf die Grenzen zwischen dem Landkreis Peine, der Stadt Salzgitter und der Stadt Braunschweig hinweist. (Abb. 3)

Heinrich Heike-Cramm hat mehrere Bücher geschrieben und Artikel in Zeitschriften veröffentlicht. Dabei war es ihm wichtig, die plattdeutsche Muttersprache Groß Gleidingens und Umgebung zu erhalten sowie wahre Anekdoten der Heimat zu überliefern. Auch zeitkritische Gedichte hat er verfasst – so 1970 „Dei grote Ummeswung in der Landwirtschaft 1945-1970“ und 1974 „Dei Gebietsreform“. Heinrich Heike-Cramm ist am 24. Oktober 2005 verstorben. Noch heute ist seine Sammlung eine wahre Fundgrube für die Heimatpflege.

¹ Heike-Cramm, Heinrich: *En betten tein Smunzeln – Dorfgeschichten*. - Groß Gleidingen, 1974.

² Heike-Cramm, Heinrich: *Blick in die Vergangenheit eines Dorfes – Ernstes und Heiteres aus Groß Gleidingen*. - Vechelde, 1984.



Dei grote Ummeswung in der Landwirtschaft 1945-1970¹

Feimtwintich Jahre sünt vagahn un varbei,
wei hätt' se erleft, wei werren dabei.
Wei se vor üsch lein, was't ne Ewichkeit,
doch nau is't man blus en Kattensprung breit.
Watt werrn dütt aber fur varückte Jahre,
mannichmal stun'n te Barje de Haare.
Sei'n Ummeswung beilefte noch keine Generatschon,
dütt was ne autgewussene Revelutschon.

Wu dei Perstall was, is nau dei gaue Staube,
upp' en Hobbe suit'en weder Hein noch Daube.
In Keihstalle is ne Dotenstille,
da fritt kein Kalw mihr aut'er Hille,
kein Bölken mihr, et is tei dull,
et is varbei mit stripp-strapp-strull.
Huide suit'en da blus stahn
Landmascheinen un Gummiwan.

Dei Schuine is läddich, et is nist mihr inne,
da drüht' se Daiker un ühre Himme,
un dei Treckers stah da von velen Gelle,
dat Stroh vabrennet'se gleiks upp'en Felle.
Dei ole Kutsche is uk aut'er Welt,
da werrt nau dat Auto hen'estellt.
Upp'n ganzen Hobbe suit'en keinen Ackerwan,
dat leste Rad, dat hätt'se an'er Purte stahn.

Teir Döschmaschine hören immer drittahn Mann,
nau dat allet einer alline kann.
Hinder Eien un Pleich löppt keiner, wo schön,
se sitt upp' en Trecker, under'n Dake, in Dröhn.
Twei Mal uppreiten, veir Mal wolten und sess Mal eien,
was ause Rezept fur't Rummelkernleien.
Huide gaht allet in ein Gange schon
mit'n Trecker un der groten Kombinarschon.

Bein Spurmahn un Affrapen ward man eschunnen,
nau hätt'se fur't Sweten ne Sauna erfunden.
Upp'en Kneien kraupen un Rummel afftrecken,
man schall't nich glöhm, dat is allet vegetten.
Wei mössten dei Rummel mit der Hand upplan,
getz drückt man en Knop, un se fleit upp'en Wan.
In Winter alle bein Holthacken werrn,
nau sitt'se an Ölohm un keiket „fern“.

En Reiserbessen maken, dat is teivel,
se küpet sick jeden Schüffelstel.
Seckel un Seisse kann keiner gebrauken,
in Messlock un Blakaule giff't nist mihr tei rauken.
Dei Häckerlingsbatten is abberetten,
dat wert' en Wintergare, da künn't wei wetten.
Upp'er Wostekamer da stah nau dei Bawanne,
alle ät blus noch Frischet aut'er Panne.

Pökelfleisch kennt keiner mihr, dat is varbei,
huide sünt gegrillte Hahns dei ganz grote Schrei.
Zwötschenmeis un Rabesaft sünt vegetten,
Sweineohrn un Pötschen wiret nich mihr egetten.
Dei Brotknuiste smeit se in'e Tunne
un Schappi köpet se fur ühre Hunne.
Wer Döst härre, is an'n Wäteremmer elopen,
huide werret von marjens bet ahmts Beir esopen.

Dei Messkare is vuller Ihre un Sand,
nau sünt'er Bleimen rint'eplant.
Un vor der Hausdör an'er Ecke
bleimet twei Schweinetröje um'e Wette.
Upp'er Dele stah ne Melkkanne ohne Melk,
da sünt Rähnschörme rinter'estellt.
In'er Köke mott allet elektrisch gahn,
sülmst dei Kaffemöhle brauket keiner mihr drahn.

Sönnamts werret nist mihr an'efat,
wer weit, wu dat noch weiergaht.
Wer huide mal fuffzich Meter lupen schall,
nimmt leiber't Auto aut'en Stall.
Üsch recke'ne Kutschfahrt dur Holt un Feld,
huide raset'se dur'e ganze Welt.
Wennichstens veir Wochen, na jei wett' et ja,
an leibersten bet runder na Afrika.

Is dütt nau noch'ne heile Welt,
wo allet upp'n Kopp estellt ?
Dei Ohlen künn't et nich mihr faten,
dütt härrn se sick nich drömmen laten.
Dei Junken sünt noch nich tefre,
gleiks kummt dat Nächste an'e Re.
Sei jächt dei Rakete von Wunder tei Wunder,
holet jüch feste, süss fleit' je noch runder.

Groten Glei un dei Gebietsreform von 1974² (kritische Wöre einet Beidropenen)

Vor dausend Jahren gaff't weder Vechel noch Pane,
uk Bronnsweik stund noch nich upp'n Plane,
ob Hannover oder Barleien ganz einerlei,
ölder as alle is Groten Glei.

Sei manchen Sturm hat et oberstahn,
sick in dausend Jahren gaut eslaan.
Ehrlich arbeien, keinen wat dein, was dat Gebot,
doch vele Hunne sünd det Hasen Dod.

Nu is et sei weiit, dei Auer hat eslan,
Groten Glei is valorn un werrd undergahn.
Bürgermeister und Standesamt mössten all weiiken,
sülmst de Darpnamen well man noch streiiken.

Dei neie Ortsrat hat nist mihr tei melln,
von Vechel kummt getze dat ganze Beiestelln.
Keiner hat wat aut'efräten upp' düsser Welt,
aber dat ganze Darp is under Kuratel estellt.

Allet schölle billiger und beter wiirn,
seine Töne dei höre man giirn.
Aber duirer un schlechter is veelet erwarrn,
un umständlich is't, na Pane te fahrn.

Mitten in Darpe da hat dei Scheile estahn,
feif Minuten brauken dei Kinder blot gahn.
Warumme aber einfach, wenn't uk anders gaht,
getz sett sich feif Busse na feif Scheilen in Fahrt.

Dei kleiken Luie hätt dei Scheile slauten laten,
dat ganze Darp wehre sick mit Hännen und Faten.
„Gebietsreform“ hett dat ganze Theater telest,
„Sparrentschenkram“ werr dei richtige Name ewest.

Gegen seiinen Willn is Groten Glei tei Vechel ekoomen,
„Demokratie“ sei dat, hat man varnohmen.
Dütt eine schüllt dei da boben aber wetten,
seine Reform docht nist, dei is beischetten.

Das Albrechtshaus – vom Zauberberg zur Brandruine

David Mache



Die Lungenheilstätte im Ostharz war einst der Stolz der Braunschweigischen Rentenversicherung. Heute ist vom Glanz vergangener Tage nicht mehr viel übrig. Das Albrechtshaus schlummert einen Dornröschenschlaf – und ein Märchenprinz, der die Ruine retten könnte, ist nicht in Sicht.

Manche Fotografen lieben „roten places“ – verfallene Orte: stillgelegte Bergwerke, rostige Hochöfen, leer stehende Villen. Verbotsschilder ignorieren sie beflissentlich, um den kalten Hauch der Vergangenheit mit dem Objektiv einzufangen. Ihre Fotos eröffnen uns eine längst vergangene Welt und bescheren uns einen wohligen Schauer, denn mancher „roten place“ würde wunderbar als Gruselfilm-Kulisse taugen. Besonders viele solcher Fotos stammen aus dem Ruhrgebiet – und dem Harz! Vor unserer Haustür sind es seltener Bergbau-Relikte, sondern häufig vergessene Kur- und Hotelanlagen, die Fotografen reizvolle Motive bieten. Rammelsberg und Oberharzer Wasserregal? Heute Besuchermagnete! Aber Touristenattraktionen aus der guten alten Zeit wie der Harzburger Hof oder das Hotel Heinrich Heine in Schierke sind nur noch abbruchreife Ruinen. Auch Sanatorien wie das auf dem Königsberg bei Goslar, die Knappschaftsheilstätten in Sülzhayn, die Heilanstalt der Johanniter bei Sorge oder das Albrechtshaus bei Stiege waren einst herrschaftliche Anwesen. Dort hätte der Romanheld Hans Castorp aus Thomas Manns „Zauberberg“ gut und gerne einen Sommer verbringen können. Doch Mann ließ seinen Castorp ja nach Davos reisen.

Die Braunschweigische Rentenversicherung baut im Harz

Ob es im Harz jemals so mondän zugegangen ist wie in Davos? Jedenfalls galten grüne Hügel, tiefe Wälder und klare Höhenluft um 1900 als ideale Faktoren, um die weitverbreitete Tuberkulose und andere Lungenkrankheiten zu behandeln. Auch die Arbeiterrentenversicherung im Gebiet des Herzogtums Braunschweig sah sich nach Standorten für eine Lungenheilstätte um. Sie wurde bei Stiege im Kreis Blankenburg fündig – also auf braunschweigischem Hoheitsgebiet. Am sonnigen Hang des Selketals, nur wenige hundert Meter abseits der Schmalspurbahnstrecke Stiege-Güntersberge, wurde ab 1896 ein Krankenhaus mit zunächst 40 Betten erbaut. Das vierstöckige Gebäude wurde in Fachwerk-Bauweise auf ein massives Bruchstein-Fundament gesetzt. Das Holz-Ständerwerk wurde mit Backsteinen ausgemauert und erhielt die für viele Bauten im Harz charakteristische, weiß gestrichene Holzfassade. In verglasten Wandelgängen und auf mehreren Terrassen sollten die Lungenkranken frische Bergluft inhalieren.

Regent Prinz Albrecht gibt den Taufpaten

1898 folgte ein weiteres Haus, diesmal für 26 Patientinnen: Kranke Männer und Frauen wurden streng getrennt behandelt. Der Vorstand der Rentenversicherung bewies Sinn für Marketing, indem er das braunschweigische Regentenpaar – Prinz Albrecht von Preußen und dessen Gattin Marie – als Paten gewann. Das Hauptgebäude hieß fortan „Albrechtshaus“, der Trakt für Frauen „Marienheim“. Im Jahr 1900 kamen 349 Tuberkulose-Patienten ins Albrechtshaus, eine Kur dauerte bis zu 13 Wochen. In der Chronik „100 Jahre Landesversicherungsanstalt Braunschweig“ von 1990 heißt es, „gutes Essen, Liege- und Sonnenkuren, Körperpflege und geistige Zerstreuung“ hätten maßgeblich zur Therapie beigetragen. In Stiege erzählte man sich lange von einer betuchten Patientin, die als Dank für ihre Heilung eine Kapelle stiftete. Tatsächlich baute der Zimmermeister Witte aus Osterwieck im Frühjahr



1905 am Albrechtshaus eine stattliche Holz-Kapelle im Stil einer nordischen Stabkirche. Zu ihrer Weihung am 20. Mai 1905 reiste Prinzregent Albrecht mit weiteren Würdenträgern aus Braunschweig an. Der Erste Weltkrieg und die Weltwirtschaftskrise verhinderten zunächst einen Ausbau des Albrechtshauses. Ab 1936 konnten schließlich 125 Männer und 95 Frauen behandelt werden. Durch die deutsche Teilung verlor die Landesversicherungsanstalt Braunschweig 1945 ihre Heilstätte im Ostharz – sie war fortan für die Werktätigen im Bezirk Magdeburg reserviert. Zu DDR-Zeiten wurden weitere Gebäude hinzugefügt und eine Zufahrtsstraße. 1987 wurde aus der Lungenklinik ein Sanatorium für Herz-Kreislauf-Patienten.

Mit der Wiedervereinigung beginnt der Niedergang

Nach der Wiedervereinigung war der Komplex noch bis 1993 Rehaabilitationsszentrum. Eine Übernahme durch den alten Eigentümer – die Landesversicherungsanstalt Braunschweig – scheiterte, das ganze Areal fiel in einen Dornröschenschlaf. Doch statt eines Märchenprinzen kamen wie so oft in der Nach-Wendezeit Raubritter in den Ostharz. Eine Investorengruppe erwarb das Albrechtshaus, um es für die Hotelkette Kempinski in ein „Fünf-Sterne-Resort-and-Retreat“ mit Tiefgarage, Wellness-Bereich, Ballsaal, Seminarräumen und 300 Betten umzubauen. Bis 2004 wurden die Nebengebäude abgerissen und das Hauptgebäude komplett entkernt. In der „Mitteldeutschen Zeitung“ verkündete ein Sprecher der Investoren vollmundig: „Mit 140 Arbeitsplätzen werden wir der größte Arbeitgeber im Oberharz sein.“ Denkste! Die Finanzierung platzte, das Land Sachsen-Anhalt zog wegen nicht eingehaltener Zusagen 25 Millionen Euro Fördermittel zurück. 2009 entwickelte eine Mönchengladbacher Beratungsfirma ein Konzept für das „Naturresort Albrechtshaus“ mit Kletterwald, Abenteuer-Spielplatz, Reiterhof, Ferienhäusern und dem Hauptgebäude als Hotel. Sogar eine Tiefgarage und ein neuer Bahnhof für die Selketalbahn sollten gebaut werden. Doch statt der Bauarbeiter kam der Gerichtsvollzieher, das Gelände wurde zwangsversteigert. „Seitdem gab’s keinen Hausmeister mehr, die Vandalen hatten freie Bahn“,

erzählt Frank Damsch. Der Bürgermeister der Stadt Oberharz am Brocken, zu der Stiege seit 2010 gehört, hat den Verfall über Jahre verfolgt. Metalldiebe und Rowdys setzten den Gebäuden zu, bald waren alle Fensterscheiben eingeschlagen, Dachrinnen und Geländer abmontiert, Fußböden und Fliesen herausgerissen.

Beim Großbrand schlagen die Flammen aus dem Dach

Der 22. August 2013 war der bislang schwärzeste Tag in der Geschichte des Albrechtshauses: Morgens entdeckte ein Junge dicke Rauchwolken im Wald. Ein Förster rief die Feuerwehr, doch die Flammen schlugen bereits aus dem Dach. Löschwasser musste aus einem vier Kilometer entfernten See über die Schienen der Selketalbahn hinweg zum Brandort gepumpt werden. Dreiviertel des Dachstuhls und mehrere Wände auf der Rückseite stürzten ein. Die Polizei ermittelte – und kam zu einem wenig überraschenden Ergebnis: Brandstiftung – ein entkerntes Gebäude fange nicht von selbst an zu brennen.

Die Stieger wollen nun wenigstens die Stabkirche retten

Heute ist die Brandruine mit Bauzäunen abgesperrt. Die Immobilie gehört einer Grundstücksverwaltungsgesellschaft mit Sitz in Berlin und Köln, die für Nachfragen nicht erreichbar ist. „Das Albrechtshaus ist ein Geisterobjekt. Der Besitzer hat die Ruine gesichert, mehr kann unsere Verwaltung nicht erzwingen“, sagt Frank Damsch. Für ihn ist es noch immer undurchsichtig, warum das Leuchtturm-Projekt mit Kempinski scheiterte. Nach den vielen enttäuschten Versprechungen hätten viele Leute im Harz das Albrechtshaus abgehakt. Auch der Stie-



ger Ortsbürgermeister Helmut Hoppe sieht keine Chancen für eine Entwicklung: „Aus so einer Ruine kann man nichts mehr machen.“ Er möchte wenigstens die Stabkirche vor dem Verfall retten. Auch an ihr gibt es bereits Vandalismus-Spuren, obwohl Fenster und Türen mit massiven Metallplatten verrammelt sind. Vor einem Jahr sägten Unbekannte ein Loch in die Wand, gelangten ins Innere, beschädigten das Harmonium, zerstörten Sitzbänke und Geländer. Denkmalpfleger empfehlen, das Kirchlein am Albrechtshaus komplett ab- und im Stieger Dorfkern wieder aufzubauen. Helmut Hoppe und einige Mitstreiter wollen jetzt eine Interessengemeinschaft gründen. Sie soll einen Plan für den Umzug der Kirche aufstellen und Sponsoren suchen. Vielleicht kann so ein kleines Stück braunschweigischer Vergangenheit im Harz gerettet werden – „rotten places“ gibt’s schon genug.

Tuberkulose und Lungenheilstätten

Tuberkulose ist weltweit die tödlichste Infektionskrankheit. Die bakterielle Infektion befällt beim Menschen meistens die Lungen. Um 1880 war Tuberkulose bei jedem zweiten Todesfall in Deutschland die Ursache. Deshalb wurden damals viele Lungenheilstätten wie das Albrechtshaus gebaut: isoliert von Städten und Dörfern, meistens in Mittelgebirgslagen mit guter Luft und Reizklima. Robert Koch beschrieb 1882 das „Mycobacterium tuberculosis“, damit war der Krankheitserreger identifiziert. Einen Impfstoff gab es jedoch erst in den 1920er Jahren. Mit Antibiotika wird Tuberkulose seit den 1940er Jahren behandelt.

Abb. 1 links oben: Luftbild aus dem August 2014.

Abb. 2 links unten: Luftbild aus dem August 2001.

Die Luftbilder dokumentieren den Verfall des Albrechtshauses. Während auf Abb. 2 noch alle Nebengebäude stehen und das Hauptgebäude zumindest von außen in einem soliden Zustand ist, zeigt Abb. 1 deutlich die Spuren des verheerenden Großbrandes von 2013. Drei Viertel des Dachstuhls und viele Wände in den oberen Geschossen sind eingestürzt. Die Nebengebäude wurden bereits in den Vorjahren abgebrochen. Rechts ist auf beiden Bildern die Stabkirche zwischen den Bäumen zu erkennen, Luftbilder: Dieter Heitefuß, Pilot Siegfried Starke.

Abb. 3 rechts mitte: Tief verschneit und strahlend schön in der Wintersonne präsentierte sich die Stabkirche am Albrechtshaus im Dezember 1994, Foto: Dieter Heitefuß.



Der Grauschnäpper ist im Großraum Braunschweig Brutvogel und während des Durchzugs unregelmäßig zu beobachten. Er ist bei uns Sommervogel; kommt in ganz Europa vor und überwintert im tropischen und südlichen Afrika und im nordwestlichen Indien.

Das Gefieder des Männchens ist oberseits tiefgrau, bis aschgrau. Das Weibchen ist gleich gefärbt. Somit sind Männchen und Weibchen kaum zu unterscheiden. Der Grauschnäpper ist in sehr unterschiedlicher Siedlungsdichte bei uns verbreitet. Er kommt gern auf einzelstehenden Gehöften, an Ortsrändern und in Parkanlagen vor. Im Siedlungsbereich, an Scheunen, Viehhütten und an Waldrändern brütet er. Er ist ein Halbhöhlenbrüter. Sein Nest baut er in Felsspalten, Gemäuern, Viehhütten, Bäumen, besonders in den Kronen der Kopfweiden, an Kletterpflanzen und in Halbhöhlen.

Da Grauschnäpper überhaupt nicht scheu sind, brüten sie gern in unmittelbarer Nähe des Menschen. Das Nest wird daher vorzugsweise an oder in Gebäuden angelegt. Dazu werden Dachvorsprünge, Veranden, Dachbalken, verschiedenartige Mauerlöcher und Wandbewuchs (z.B. Efeu) genutzt. Da die Art in der Nistplatzwahl nicht sehr wählerisch ist, wird das Nest auch hinter loser Rinde von Bäumen, in Astkehlen, in Baum- bzw. Spechthöhlen, hinter Fensterläden, im Wurzelteller umgestürzter Bäume und in Holzstapeln angelegt. Grauschnäpper sind sogenannte Halbhöhlenbrüter, die daher auch gern die dementsprechend angefertigten Nistkästen (Halbhöhlen) und Schwalbenbretter (Nisthilfen für Rauchschwalben) zur Brut nutzen. Das recht große Nest steht deshalb auch oft ziemlich offen. Vom Grauschnäpper sind auch viele kuriose Neststandorte bekannt: z.B. in Blumentöpfen und Kästen, Zaunpfählen, Konservendosen, Verkehrsampeln, Türkränzen, Gittermasten. Das Nest besteht aus locker zusammengefügt Halmen, Wurzeln, Haaren, Moos, Rindenstückchen, Halme, Flechten, Samen, Blüten und aus Abfallstoffen (Wolle, Fäden, Textilien, Fasern). Das Männchen bringt oft nur anfangs Baustoffe zum Nest, die das Weibchen nach seinen Körpermaßen verbaut, indem es das Baumaterial mit der Brust zusammendrückt und anschließend mit den Beinen, sich dabei drehend, fest antritt. Zwischenzeitlich wird neues und altes Baumaterial immer wieder mit dem Schnabel neu angeordnet. Die Hauptarbeit beim Nestbau leistet das Weibchen. Abschließend wird das Nest innen warm mit Federn ausgelegt. Nach ungefähr zwei Tagen Bauzeit ist das Nest fertig. Die Brutzeit beträgt ca. 12 bis 15 Tage. Das Weibchen bebrütet die drei bis sechs Eier allein. Deren Färbung kann sehr variabel sein und reicht von rahm-/grünlichweißer bis zu bläulicher Grundfarbe mit bräunlicher bis rotbräunlicher Fleckung bzw. Strichelung. Das Legen der Eier erfolgt im Intervall von etwa 24 Stunden. Die Bebrütung erfolgt mit dem Legen des letzten oder vorletzten Eies. Deshalb erfolgt der Schlupf der Jun-

gen in einer Zeitspanne, die bis zu drei Tage dauert. Während der Brut wird das Weibchen vom Männchen auf dem Nest gefüttert. Die geschlüpften Jungen verlassen nach etwa 12 bis 16 Tagen Fütterung das Nest. Um die Jungen ausreichend zu füttern, fliegen beide Altvögel an warmen Tagen mit reichlich Insektenflug einige hundert Mal das Nest an. Die Aufzuchtzeit kann sich jedoch bei nassem Wetter, wenn keine Insekten fliegen, verzögern.

Bei günstigem Wetter kann die Fütterung bis in die späten Nachtstunden erfolgen. Zahlreiche Brutvögel fallen Beutegreifern, wie z.B. Wanderratte, Hermelin, Eichhörnchen, Katze, Buntspecht, Rabenvögeln, u.a. zum Opfer. Die Brutsaison dauert von Mai bis Juni/Juli und es werden 1 bis 2 Bruten durchgeführt.

Der Grauschnäpper ist ein sogenannter Ansitzjäger, der sich vorrangig von einer Sitz- bzw. Fangwarte aus den großen Fluginsekten nähert. Eine solche Warte sind besonders exponierte trockene Zweige, oder auch hohe Zaunpfähle und Stangen sowie stehen gelassene alte Baumstämme, auf denen der Vogel frei und sehr gerade aufgerichtet sitzt. Fliegt ein Fluginsekt vorbei, fliegt der Schnäpper blitzschnell auf und hascht es geschickt mit einem hörbaren Schnabelklappen aus der Luft, um anschließend an seinem Platz zurückzukehren. Selbst die rasanten Tagfalter mit ihrem unberechenbaren und schnellen Zickzackflug entgehen ihm auf diese Art und Weise

nicht. Als weitere Jagdmethode nutzt er auch den Rüttelflug, indem er schwebend Insekten und Spinnen von den Rinden der Bäume und von Hauswänden wegschnappt. Gefressen werden Schweb- und Kotfliegen, Schnaken, Mücken, Eintagsfliegen, Wanzen und kleine Heuschrecken. Bei schlechtem Wetter kann notfalls auch auf Regenwürmer ausgewichen werden. Die erbeuteten Fluginsekten werden gegen eine stabile Unterlage geschlagen, sodass ihre Flügel und die sperrigen Beine abbrechen. Insektenstacheln werden ebenfalls entfernt. Mittelgroße Libellen und kleine Füchse (Tagfalterart) werden allerdings vollständig verzehrt. Die unverdaulichen Chitinhüllen der Insekten werden später als Gewölle ausgewürgt. Beeren (z.B. Schneeball, Traubenkirsche, Liguster, Himbeere, Hartriegel und Holunder) ergänzen den Speisezettel. Der Grauschnäpper wird bei uns leicht übersehen, da er einfach gezeichnet ist und sehr schweigsam ist.

Der Grauschnäpper ist ein Zugvogel und gehört unter diesen zu den Langstreckenziehern. Er kommt in der zweiten Maiwoche aus dem Winterquartier zurück und trifft damit spät im Frühjahr wieder bei uns ein. Er hat dann einen sehr langen Reiseweg hinter sich, da Grauschnäpper im südlichen Afrika (Mount Kenia, Kapland) und in Zentralafrika bzw. in der südlichen Feuchtsavannen-Zone überwintern. Damit wird ein riesiges Gebiet als Winterquartier genutzt, für das es bisher noch nicht sehr viele Wiederfunde gibt. Bis in den September hinein halten sich die Vögel im Brutgebiet auf, wobei einzelne Vögel bei mildem Herbstwetter noch bis in den Oktober bzw. November zu beobachten sind. Während des Zuges werden an einzelnen Tagen bis zu 150 km und mehr zurückgelegt.



Der Grauschnäpper ist selten geworden

Text und Foto von Rolf Jürgens

Als erste Erwähnung Lehdorfs gilt die Urkunde von 1067

Hans-Dietrich Schultz, Heimatpfleger für die Stadtteile Lehdorf und Kanzlerfeld (bis Februar 2015)

Frühe Nachrichten über das Dorf Lehdorf geben Hinweise auf Übertragung von Grund und Boden. Dabei muss als frühe Nennung Lehdorfs jene aus der Mitte des 11. Jahrhunderts gelten, aus der zu erfahren ist, dass Propst Atheloldus von St. Blasien bei der Burg Dankwarderode den Schutzheiligen seiner Kirche Johannes d. Täufer und dem Hl. Blasius mehrere Güter zukommen ließ, u.a. auch eine Hufe in Lenthorp. (1 Hufe war eine bäuerliche Acker-Nahrung von unterschiedlicher Größe je nach der Güte des Bodens. Verallgemeinert entspricht eine Hufe der Größe von etwa 30 Morgen, also 75 000 m² oder 7,5 ha.) Genannt wird in diesem Zusammenhang wie in der Urkunde erkennbar, Markgraf Ekbert der Ältere und dessen Sohn, Ekbert II. Auf den linken Rand des Textes ist offenbar von anderer Hand noch der Name dessen Schwester, der Markgräfin Gertrud hinzugefügt worden, von der wir wissen, dass sie es war, die 1115 das Braunschweiger Kloster St. Ägidien stiftete. Dieses Schriftstück ist nicht datiert. Die angenommene Datierung hin zum Jahr 1067 ergibt sich aus der Tatsache, dass Markgraf Ekbert der Ältere erst im Jahre 1067 Markgraf geworden war und bereits im Januar des folgenden Jahres starb. Nicht unerwähnt darf bleiben: Bei diesem Schriftstück in lateinischer Sprache handelt es sich nicht um ein Original, sondern um die Abschrift einer Urkunde. Zudem ist diese auch nur unvollständig erhalten geblieben. Dennoch wird diese Urkunde von den bekannten und hochgeachteten Braunschweiger Historikern Dürre und Bethmann dem 11. Jahrhundert zugeordnet; die Erwähnung von Ekbert I. lässt beide Wissenschaftler auf das Jahr 1067 schließen; 1067 wurde Ekbert I. mit der Mark Meißen belehnt. Anm.: Ekbert I. – der Ältere – war geboren um 1036 und starb 1068.

Für Lehdorfer ist in diesem Zusammenhang von herausragender Bedeutung, dass das Dorf bereits vor über 900 Jahren bestand und das ganz offenbar als Ackerdorf. Die Überlieferung dieses für Lehdorf so wichtigen Schriftstückes zeigt, dass man dabei auf den berühmten Welfenschatz trifft, der nach dem letzten Kriege in der Zeit von 1957 bis 1963 im Knappen-Saal der Burg Dankwarderode ausgestellt war und jetzt in Berlin bei seinem rechtmäßigen Eigentümer, der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, aufbewahrt wird. Dieser sogenannte Welfenschatz enthält eine Reihe kostbarer Reliquienbehälter und anderer kirchlicher Gerätschaften des Mittelalters, die aus den Stiftungen der Brunonen und ihrer Erben, den Weifen, stammen. Und zu eben diesem Kirchenschatz gehört auch der sogenannte Kodex W 31, die „Lehdorfer“ Pergamenthandschrift (siehe auch „Der

Reliquien-Schatz des Hauses Braunschweig-Lüneburg“ von Wilhelm Anton Neumann. – Wien, 1891, S. 21). Alle diese Gegenstände gehörten im Mittelalter dem Kollegiatstift St. Blasius und kamen 1671, als die Stadt Braunschweig von den welfischen Herzögen unterworfen worden war, an die Linie

der Weifen in Hannover. Deren letzter Herzog, Ernst August (der Ehemann von Victoria Luise) verkaufte schließlich einen Teil des Welfenschatzes um 1930 in die USA. Später erwarb der Preussische Staat den verbliebenen Rest und rettete auf diese Weise noch Teile des so wertvollen Kulturgutes für Deutschland. Heute werden diese im Kunstgewerbemuseum in Berlin verwahrt und sind dort teilweise zu besichtigen.

Übersetzung des in lateinischer Sprache geschriebenen Urkundentextes:

„Bekannt gemacht sei sowohl den gegenwärtig Lebenden als auch den Zukünftigen, daß der Propst Atheloldus des Stiftes Thonequaderoth (Dankwarderode) unseren Schutzheiligen, dem Heiligen Johannes dem Täufer und dem Heiligen Blasius, folgende unten genannten Güter durch die Hände unserer Herrin Gertrud und die Hände des Markgrafen Egbert des Älteren und seines Sohnes (Egbert II) übergeben hat: In Hornihusen (Hornburg?) 20 Hufen, die er mit 100 Mark von der Gräfin Christina erworben hat; in Gelithi (Geitelde) 6 Hufen, die er mit 24 Pfund (Silber) vom Edelherrs Hilderich und seinem Sohn erwarb; in Sicuri (Secker, einer Wüstung bei Jerxheim) 4 1/2 Hufen, die er mit 12 Pfund (Silber) erworben hat; und 3 Hufen in Vrithi (Uehde Krs. Wolfenbüttel), die er mit 6 Pfund Silber von freien Leuten erworben hat; und in Xichthi (Sickte) eine Hufe, die er mit 3 Pfund Silber, und in Cauenheim (Kaunum, einer Wüstung bei Riddagshausen) eine Hufe, die er mit 2 Pfund Silber, und in Lenthorp eine Hufe, die er mit 4 Pfund Silber von einer freien Frau und ihrem Vogt erworben hat; und in Eganrothe (einer Wüstung unbekannter Lage) eine Hufe, die er mit 1 Pfund Silber, und in Ibanrothe (Bienrode) eine Hufe, die er mit 16 Schilling erworben hat ...“

Hier bricht der Text unvermittelt ab, aber man erkennt auf dem Dokument, dass weitere Zeilen ‚ausradiert‘ sind. Alle Versuche in der Vergangenheit, diese wieder lesbar werden zu lassen, scheiterten.

Eine weitere sehr frühe Nennung des Dorfes Lehdorf ist zu finden bei: Hermann Dürre ‚Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter‘, auf Seite 49 des von ihm verfassten Buches führt er aus: „Zur Zeit Ekbert I. wurde der Grund zu dem späteren Reichthum des Burgstifts gelegt. Schon damals erwarb der Propst Athelold dieser Kirche einen nicht unbedeutenden Güterbesitz von 38 1/2 Hufen oder etwa 1100 Morgen Landes, welche er in verschiedenen Orten für 100 Mark, 55 Pfunde und 16 Schilling erkaufte hatte. Der Haupthof mit 20 Hufen oder 600 Morgen Landes lag in dem unbekannten Orte Hurnihusen, kleinere Besitzungen unter Anderem in Lehdorf (Lenthorp), Bienrode (Ibanrod) und Sickte (Xiethi). So giebt es die in einem spätestens dem dreizehnten Jahrhundert angehörenden Plenarium der Stiftskirche stehenden Urkunde an.“

Bei diesem Text handelt es sich um einen Auszug aus der im Februar 2015 erschienenen Chronik „Lehdorf und Kanzlerfeld von A bis Z – aus Dorf und Siedlungen“, erhältlich auf CD, 272 (Druck-)Seiten, Kostenbeitrag 5,00 Euro, zzgl. Versandkosten. E-Mail: hd.schultz.bs@googlemail.com, Telefon: 0531/2509460. (Anschrift: H.-D. Schultz, Fuchsweg 11, 38116 Braunschweig)



Der Vorstand nach der Wahl in der Jahreshauptversammlung am 10.03.2015

Vorsitzender: Dieter Heitefuß, Buchfinkweg 10, 38122 Braunschweig, Tel./Fax 0531-872482, Mobil 0151-27041963, E-Mail vorsitzender@bs-heimat.de
Stellvertretender Vorsitzender: Otto Pfingsten, Rudolfstraße 7, 38114 Braunschweig, Tel. 0531-70211044, E-Mail stv-vorsitzender@bs-heimat.de
Schatzmeister und Mitgliederverwaltung: Klaus Hermann,

Brinkstraße 12E, 38122 Braunschweig, Tel. 0531-6802122, E-Mail schatzmeister@bs-heimat.de
Schriftführer und Schriftleiter der Braunschweigischen Heimat: Rolf Ahlers, Fax und Sprachmitteilungen: Tel. 032 224 188 487, E-Mail: heimat@bs-heimat.de
Beisitzer: Henning Habekost, Edmund Heide, Dirk Schäfer.
Ehrenvorsitzender: Harald Schraepler.

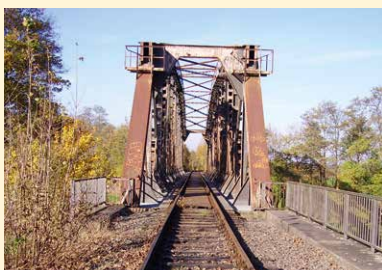




Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein Geschichte · Heimat · Natur

101. Jahrgang, Ausgabe 2/2015

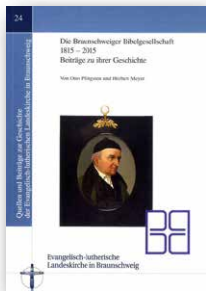


Aus dem Inhalt:

Spuren im Feld zwischen Völkenrode
und Wendezelle

Die Braunschweiger Kirchen bei Kriegsende 1945

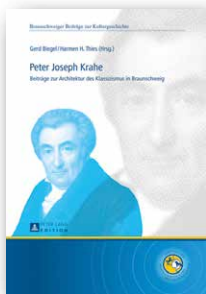
„Lerche-Bilder“ in Kirchen der Propstei
Schöppenstedt



Die Braunschweiger Bibelgesellschaft 1815-2015

Beiträge zu ihrer Geschichte von Otto Pflingsten und Herbert Meyer. Im zweiteilig gegliederten, angenehm zu lesenden Werk berichtet Otto Pflingsten insbesondere über die Gründung der Gesellschaft durch Johann Heinrich Stobwasser (1740-1829. Im Kapitel „Die Braunschweiger Bibelgesellschaft von 1935 bis 2014 – Akzente und Tendenzen“ informiert Herbert Meyer über die Ziele und die Zusammenarbeit mit weiteren Institutionen.

Herausgegeben vom Landeskirchenamt Wolfenbüttel, dort erhältlich, ISBN 978-3-9813453-7-7, 10,00 Euro.



Peter Joseph Krahe - Beiträge zur Architektur des Klassizismus

Peter Joseph Krahe (1758-1840) war der zweifellos wichtigste Protagonist des Klassizismus in Braunschweig. Seine Ausbildung zum Architekten in Rom (1783-1786) erlaubte ihm ein eingehendes Studium der damals mustergültigen Denkmale der Antike und der Hochrenaissance.

Zwölf Beiträge zur klassizistischen Architektur in Braunschweig und ihren Voraussetzungen. Am Beispiel Peter Joseph Krahes wird der Übergang vom späten Barock über die Antikenbegeisterung des 18. Jahrhunderts bis zu den ersten Manifestationen der Moderne thematisiert: Revolutionsarchitektur, Rationalismus, Funktionalismus, Historismus.

Gerd Biegel und Harmen H. Thies (Hrsg.): Peter Joseph Krahe - Beiträge zur Architektur des Klassizismus in Braunschweig. - Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien, 2015. 377 S., 241 s/w Abb. Braunschweiger Beiträge zur Kulturgeschichte. Bd. 4. ISBN 978-3-631-64407-2, 32,95 Euro.

Abbildungen Titelseite:

Abb. oben:

Gemälde von Wilhelm Lerche, „Gang nach Emmaus“ (Seite 26).

Abb. mitte:

Das aktuell erbaute und in Betrieb genommene VW-Logistikzentrum Braunschweig, Blick nach Westen, an der Kreuzung der B 214 (unten, von Braunschweig nach Celle) mit der L 321 (nach Harvesse, in Bildmitte). Luftbild von Dieter Heitefuß, 13.05.2015.

Abb. unten links:

Eisenbahnbrücke über den Mittellandkanal bei Wendezelle (Seite 13).

Abb. unten rechts:

St. Petri von Südosten. Aufnahme nach dem 15.10.1944 (Seite 4).

3 Er lüftet die Geheimnisse des Gehirns: Moritz Helmstaedter

Katja Dartsch

4 Die Braunschweiger Kirchen bei Kriegsende 1945

Wolfgang A. Jünke

13 Spuren im Feld zwischen Völkenrode und Wendezelle

Rolf Ahlers

16 Die Rauchschnalbe

Rolf Jürgens

17 Was Braunschweiger Plattdeutsch ist – und was es nicht ist

Herbert Blume

25 Nicht Schinkel, sondern der Braunschweiger Carl Theodor Ottmer schuf die Singakademie zu Berlin

Gerd Biegel

26 Die zehn rätselhaften „Lerche-Bilder“

Falko Rost

31 Eisenbahnstrecke Celle-Braunschweig – der Beginn

Rolf Ahlers

32 Stadt des Wiener Kaffeehauses – eine langsam schwindende Tradition...

Gerd Biegel

Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V. www.bs-heimat.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion und des Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V. wieder.

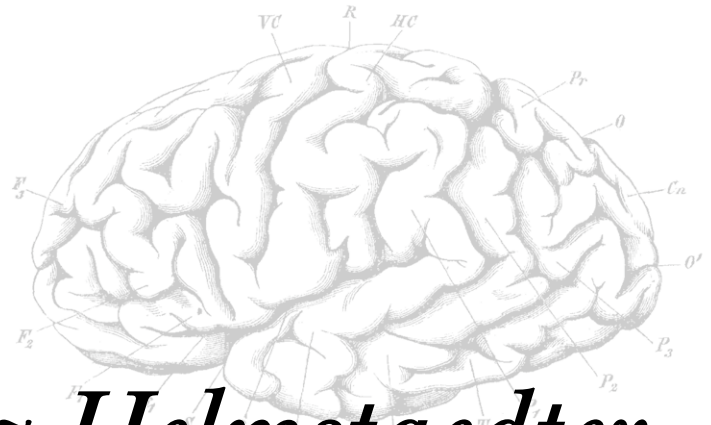
Vorsitzender: Dieter Heitefuß, Buchfinkweg 10, 38122 Braunschweig, vorsitzender@bs-heimat.de

Redaktion: Rolf Ahlers, Wendezeller Ring 10, 38176 Wendeburg, heimat@bs-heimat.de

Gestaltung: Uwe Krebs www.verlag-uwe-krebs.de

Braunschweigische Heimat ISSN 2198-0225

Er lüftet die Geheimnisse des Gehirns:



Moritz Helmstaedter

Katja Dartsch
aus der Braunschweiger Zeitung

Gesichter aus Braunschweig:

Nach dem Abi am Martino-Katharineum startet Moritz Helmstaedter eine Karriere als Hirnforscher. Heute leitet er das Max-Planck-Institut in Frankfurt.

Da steht er nun vor ihnen: Moritz Helmstaedter, erfolgreicher Hirnforscher, der es mit seinen 36 Jahren bereits zum Direktor des Max-Planck-Instituts in Frankfurt gebracht hat. Da können seine früheren Lehrer nicht anders: Sie bombardieren ihn mit Fragen - und man spürt, wie gerührt sie sind und wie stolz auf ihren ehemaligen Schüler. 18 Jahre sind seit seinem letzten Besuch am Martino-Katharineum vergangen. Moritz Helmstaedter ist nach seinem Abi 1997 und dem Zivildienst bei den Maltesern nach Heidelberg gezogen: An der Ruprecht-Karls-Universität liegen die Hörsäle für Medizin und Physik direkt nebeneinander. Das fand er praktisch, denn Moritz Helmstaedter studierte beide Fächer parallel. Zuvor hatte er schwer mit sich ringen müssen, denn auch das Studium der Musik hätte ihn gereizt: Als Schüler hatte er diverse Orgelkonzerte in Braunschweiger Kirchen gegeben, war mit dem Domchor auf Konzertreise gegangen.

Ein halbes Leben nach seinem Abi kehrt er in diesem Jahr gleich mehrfach an seine alte Schule zurück, hielt unter anderem eine Rede beim offiziellen Festakt zum 600-jährigen Bestehen des MK. „Das weckt Erinnerungen. Mir ist hier noch alles ganz vertraut“, erzählt er. Er war in der 9. Klasse, als sein Vater, ebenfalls Physiker, eine Stelle an der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt annahm und Moritz mit seinen Eltern von Berlin nach Braunschweig zog. „Es waren sehr prägende Jahre in Braunschweig, in denen viele Weichen gestellt wurden“, erzählt er. An seiner Schule sei er bestens „gefüttert“ worden mit allem, was er wissen wollte: Als er sich an der Relativitätstheorie interessiert zeigte, traf sich einer seiner Lehrer über Wochen in der großen Pause mit ihm in der Bibliothek und ging den Stoff mit ihm durch.

Nun ist er also Hirnforscher. Das Gehirn, erzählt er, habe ihn schon früh fasziniert: „Es ist so wichtig, so komplex - das Gehirn zu erforschen, stellt eine der größten Herausforderungen unserer Zeit dar.“ Und er frohlockt: „Drei Jahrzehnte habe ich nun Zeit, dem Gehirn seine Geheimnisse zu entlocken ...“ Helmstaedter ist enorm ehrgeizig. Sein Ziel: Er will die menschliche Großhirnrinde¹ entschlüsseln. Eine Wahnsinns-Arbeit: Bislang ist kein Computer leistungsfähig genug, um solch komplexe Datensätze zu verarbeiten. Ein erster Schritt aber ist gemacht: Helmstaedter ist es gelungen, ein winziges Stück Gewebe aus der Mäuse-Netzhaut zu entschlüsseln. Das Gewebestück, nicht größer als ein Zuckerkörnchen, musste dafür in einige tausend hauchfeine Scheiben geschnitten und jede mit einem Elektronenmikroskop fotografiert werden. Am Computer wurden die Bilder wieder zusammengesetzt. Für diese Sisyphusarbeit beschäftigte er als Doktorand ein Team aus 300 Studenten. „Als die Matrix fertig war, war das ein unglaublicher Moment der Erkenntnis, ein Moment des Glücks“, schwärmt der Hirnforscher. Bis zur Matrix des menschlichen Gehirns aber ist es ein weiter Weg. Zum Vergleich: Das Gehirn einer Maus umfasst rund 75 Millionen Nervenzellen, das Gehirn eines Menschen 85 Milliarden. Doch sollte es gelingen, die Vision in die Realität umzusetzen, könnte die Matrix helfen, Erkrankungen wie Schizophrenie, Depressionen oder Parkinson besser zu verstehen.

Seit August baut Moritz Helmstaedter als Direktor am Institut für Hirnforschung des Max-Planck-Instituts (MPI) die Abteilung „Connectomics“ auf. Schon seit seinem Studium arbeitet er für das MPI, promovierte in Heidelberg bei Nobelpreisträger Bert Sakmann: „Für mich war das die Chance, an vorderster Front der Hirnforschung einzusteigen“, sagt er rückblickend. Ein Leben auf der Überholspur, auch privat. Wenn Moritz Helmstaedter im Herbst noch einmal seiner alten Schule einen Besuch abstattet, wird er verheiratet sein - mit einer Hirnforscherin.

¹ Dieser Bereich des Gehirns speichert unser Leben lang Informationen aus dem Umfeld, verarbeitet Erkenntnisse - und sorgt so zum Beispiel dafür, dass wir ein Gesicht in der Menge wiedererkennen, dass wir lesen können, etwas lustig finden oder traurig. Moritz Helmstaedter will wissen, wie all das funktioniert. Deshalb ist es sein großer Traum, das gigantische Geflecht an Nervenzellen der Großhirnrinde zu kartieren.

Die Braunschweiger Kirchen bei Kriegsende 1945

– eine Beschreibung und Bewertung der Schäden nach 70 Jahren –

Wolfgang A. Jünke



Am 31. Januar 2015 konnten die Leserinnen und Leser der „Braunschweiger Zeitung“ im Blick auf die drei mittelalterlichen Braunschweiger Innenstadtkirchen St. Petri, St. Andreas und St. Ulrich-Brüdern erfahren, dass bei Kriegsende im April 1945, „von diesen drei imposanten Bauten ... nach Bombenhagel und Feuerstürmen nur (!) die Außenmauern erhalten“ (geblieben seien). Und weiter: „Alles andere (!) verbrannte ...“ Rückblickend behauptet wurde das von einem damals siebenjährigen Zeitzeugen. Es waren diese seine Äußerungen im Verlauf der letzten 20 Jahre nicht die einzigen dazu, sondern er hatte sie dann und wann schon einmal veröffentlicht, so oder zumindest ähnlich. Nun könnte vielleicht durchaus der kritische Gedanke entstehen: Wie viele und welche Einzelheiten kann sich eigentlich ein Mensch dieses Alters wirklich haargenau eingeprägt haben? Aber der junge Zeitzeuge von 1945 wird selbst bei eventuellen Zweifeln an seinem Erinnerungsvermögen im Detail auch nach verflossenen siebenzig Jahren etwas wiedergeben, was seine Eltern und deren Mitbürger seinerzeit so empfunden hatten und ihm dann im Blick auf hiesige kulturelle und architektonische Zeugnisse der Vergangenheit weitergaben, nämlich in etwa diese Meinung: Es sei nun mit dem Untergang der Innenstadt letztlich alles – auch im Blick auf die Braunschweiger Kirchen – unwiederbringlich dahin ...¹

Anders als aus solchem Gefühl heraus ist schlechterdings auch nicht die mündliche Berichterstattung des Bausachverständigen für den ev.-luth. Stadtkirchenverband Braunschweig, des Architekten August Pramann, vorzustellen, der am 23.11.1944, also etwa fünf Wochen nach dem besonders verheerenden Bombenangriff auf Braunschweig vor dem damaligen „Stadtkirchenausschuss“, dem entscheidenden Leitungsgremium des Stadtkirchenverbandes, über die Bausubstanz in den Gemeinden u.a. auch über die drei schon genannten Kirchen referierte: „Andreaskirche: alles (!) Brennbare verbrannt, Pfarrhäuser, Kirchenvogts-Häuser und

Liberei vollkommen (!) zerstört; St. Petri: alles (!) Brennbare verbrannt; St. Ulrich: Kirche, Pfarr- und Gemeindehaus zerstört ...“² Diese Äußerungen wirkten auf die damals Zuhörenden, aber doch wohl auch noch auf Heutige wie Meldungen absoluter Totalschäden. Aber von den Fakten her, wie sie längst sowohl aus Dokumenten, vor allem aber aus zahlreichen Fotografien erhoben werden können, hat selbst der ausgewiesene Fachmann Pramann seinerzeit merkwürdig undifferenziert und tendenziös berichtet. Im Einzelnen soll noch darauf eingegangen werden.

Der am 29.12.2014 verstorbene Pfarrer Jürgen Diestelmann berichtete vor vielen Jahren, er sei als sechzehnjähriger Schüler einmal nach dem Oktoberangriff 1944 durch die Straße „Hintern Brüdern“ entlanggegangen und habe auf dem Fußweg ein kleineres Stück farbig verglastes, in Blei gefasstes Kirchenfenster liegen gesehen. Er hätte es aufgehoben und sinnierend in seiner Hand gehalten, als ein älterer Mann ihn recht ruppig im Braunschweiger Slang von hinten angefahren habe: „Minsch Junge! Latt' datt man bloot liejen! Datt wücht hier sowieso allet nich mehr so wie ett früher moal waor.“ Und darauf habe er das Stück Bleiverglasung jener Kirche, an der er selbst dann 1975 Pastor wurde, prompt wieder hingeworfen. Genau dieser Einwand des älteren Passanten, sei er auch nur eine kleine Facette, kennzeichnet jene Stimmung bei Kriegsende 1945, die schon zuvor angesprochen wurde.³

Am 8.12.1948 hielt der zwei Jahre zuvor zum evangelischen Stadtkirchenbaurat ernannte Dr. Friedrich Berndt im Gemeindesaal von St. Johannis in der Leonhardstraße einen Vortrag über das kirchliche Bauwesen in der Stadt Braunschweig. Er trug zunächst ganz allgemein vor: „Fast alle Braunschweiger Stadtkirchen wurden mehr oder weniger schwer von den Zerstörungen der Bombenangriffe ... betroffen“, fuhr dann aber, quasi die gemachte Aussage eigentlich wieder relativierend, fort: „... die fünf weiteren alten Pfarr-

kirchen (neben St. Magni) wurden durch Brand und Sprengbomben (!) mit Ausnahme der nur leicht beschädigten St. Michaeliskirche schwer beschädigt. Die (!) Dachstühle wurden vor allem durch Brand zerstört (!), einzelne Gewölbe erhielten Treffer durch Sprengbomben und wurden durchgeschlagen, im Inneren entstanden an mehreren (!) Kirchen schwere Brandschäden, die die Innenausstattung, soweit sie nicht ausgelagert war, vernichteten (!).“ Wenig später fasste er alles so zusammen: „... es ergab sich ein hoffnungsloses (!) Bild der Zerstörung ... ausgebrannte Kirchenruinen und Turmstümpfe standen gespenstisch über den Trümmern ...“⁴ Auch hier wurde erstens total unpräzise berichtet und zweitens das schon bekannte, zutiefst düstere Bild gezeichnet. Damit gab nun auch der ehemalige Reichoberbaurat der Luftwaffe, Dr. Berndt, allerdings verspätet, das schon genannte ‚depressive‘ Gefühl von 1945 wieder. In den bis zu seinem Vortrag verflossenen drei Jahren hatte es freilich trotz massiver Schwierigkeiten schon entscheidende Rettungsarbeiten gegeben, damit Regen, Frost und Schnee die kirchliche Bausubstanz nicht noch mehr kaputt machen konnten. So waren u.a. Gewölbeabflüsse für das Regenwasser gebaut und die Gewölbe selbst mit einem feuchtigkeithemmenden Anstrich versehen worden, Fenster waren mit Holz verbrettert worden usw.⁵ Berndt und Pramann hatten damit in der Tat Enormes geleistet, was die Sicherstellung der äußerlichen Substanz der Kirchen anlangte. Diese Verdienste bleiben auch weiterhin unbestritten. Wie Berndt allerdings dabei und auch später mit manchem noch vorhandenen und keineswegs (!) verbrannten Inventar der Kirchen umging, das muss auf einem anderen Blatt festgehalten werden. Da erschien es ihm aufgrund seiner bekannten Vorliebe für eine eher reine Gotik anscheinend zweckmäßig, unbemerkt oder geduldet einfach von ihm Entferntes späterer Stilrichtungen der Öffentlichkeit gegenüber als 1944 Verbranntes zu behaupten. Auf jeden Fall aber hat auch er in seinem Vortrag 1948 jenes schon mehrfach angesprochene Bild verbreitet, das dann letztlich bis in unsere Tage gewirkt hat. Vielleicht tat er es ja auch deshalb, um die große Wiederaufbauarbeit des 1946 gegründeten Stadtkirchenbauamtes in gebührendes Licht zu setzen.

Der 1945 von der britischen Besatzungsmacht für das Land Braunschweig eingesetzte Kunstschutzoffizier Robert Lonsdale Charles hatte gegenüber den Braunschweiger Innenstadtkirchen einen ganz anderen, viel objektiveren Blick. Am 9.8.1945 notierte er z. B. im Blick auf St. Andreas in sein Tagebuch: „Soweit ich Beschädigungen sehen konnte, waren es fehlende Ziegel auf dem Dach und zerbrochene Fenster. St. Andreas ist teilzerstört, die Bausubstanz selber wirkt in Ordnung.“ Der Brüdernkirche-St. Ulrici attestierte er eine „Beschädigung“, jedoch keine Zerstörung wie z. B. August Pramann es getan hatte. Und selbst zu St. Magni schrieb er nur zwei Tage später, eher optimistisch als resignativ: „Auf dem Rückweg ein Blick in die Magnikirche, die offensichtlich einen Volltreffer abbekommen hat und nur noch eine Ruine ist. Der größere Teil der Türme ist allerdings wiederherstellbar, und auch vom Dachgestühl ist noch etwas vorhanden. Es könnte wiederaufgebaut werden, dies wird allerdings eine sehr große Aufgabe sein, die anzufangen jetzt (sic!) noch nicht lohnt.“⁶

Der Verfasser stellt nunmehr die These auf, dass – bis auf St. Magni – die meisten der Braunschweiger Stadtkirchen – vor allem im Vergleich zu Verlusten in anderen deutschen Städten – durchaus glimpflich davongekommen waren. Eben auch darum, weil vor allem bei den britischen Luftangriffen auf die Innenstadt mehr Brand- als Sprengbomben verwendet wurden.⁷ Deshalb konnten die Mauern und auch die Gewölbe der Stadtbraunschweiger Gotteshäuser besser trotzen. Aber selbst der größere Teil der hölzernen Kirchendachstühle war erstaunlicherweise zunächst stehen geblieben. Vom Feuer entzündeter Brandbomben zerstört wurde nur der halbe – westlich gelegene – Dachstuhl von St. Martini. Total durch Feuer verloren gingen die kleinen – allerdings nicht für Gemeinden genutzten – Konventskapellen im Stadtgebiet, z. B. St. Antonii und Christopheri am Werder oder St. Elisabeth am Fallersleber Tor, die beide als Saalkirchen in alten Fachwerkhäusern lagen. Durch Brand völlig zerstört wurden ebenso die mehrheitlich verputzten Fachwerkkirchen St. Nikolai (Sandweg) (Abb. 2) der katholischen Gemeinde und die evangelische Kreuzklosterkirche auf dem Rennelberg. Auch letztere hatte eine Art Dornröschenschlaf

Abb. 1 links oben: St. Andreas von Süden. Aufnahme nach dem 13.8.1944. Diese Ansicht bestand so auch noch im April 1945. Besonders gut erkennbar: der nicht verbrannte, intakte Dachstuhl. Auch das Maßwerk der Fenster ist auf dieser Seite der Kirche noch weitgehend erhalten.

Abb. 2 rechts unten: St. Nikolai am früheren Sandweg. Aufnahme nach dem 15.10.1944. Diese Pfarrkirche der katholischen Gemeinde brannte in ihren Fachwerkteilen innerhalb weniger Stunden ab.





Abb. 3: *St. Andreas von Norden. Aufnahme nach dem 13.8.1944. Die Nordseite hatte es stärker getroffen. Das Maßwerk der Fenster war zerstört. Der hölzerne Dachstuhl blieb unverbrannt. So sah die Kirche auch noch 1945 aus, als Robert Lonsdale Charles ein optimistisches Gutachten abgab.*

geführt und war der Allgemeinheit – wie die genannten Konventskapellen – recht wenig bekannt gewesen.⁸

Es folgen nun die Details, die die These des Verfassers über den 1945 eher glimpflich zu nennenden Zustand der großen Hauptkirchen Braunschweigs untermauern sollen und dazu wird im Folgenden jedes Gotteshaus aufgelistet und seine jeweilige Zerstörung zusammengefasst und bewertet.

St. Andreas (Wollmarkt)

Diese Kirche muss sich bis 1944 innen so ähnlich gedacht werden, wie sich noch heute St. Martini (Altstadtmarkt) präsentiert. Die Chronologie ihrer Beschädigungen sieht so aus: a) Nichts geschah im Februar 1944, so schrieb jedenfalls der Gemeindepfarrer. b) Dann aber spätestens am 13.8.1944: Die Ziegel des Kirchendaches wurden durch den Luftdruck der Bomben samt und sonders verstreut und zerbrochen, der hölzerne Dachstuhl jedoch blieb komplett erhalten, sogar der Mittelgang auf demselben. Die beliebte zwiebelartige grüne Kupferhaube des hohen Südturms brannte und stürzte auf den Wollmarkt. Eine kleinere Glocke zerschmolz durch das Turmfeuer. Die Verglasung der Fenster zersplitterte spätestens jetzt durch den Luftdruck gänzlich, das Maßwerk derselben war auf der Nordseite komplett herausgedrückt, nicht jedoch an der östlichen Apsis – und auf der Südseite. Auch die Spitzen einiger nördlicher Seitenschiff-Zwerggiebel hatte es erwischt. Ein dicker Lindenstamm wurde durch den Luftdruck entwurzelt und vom nördlichen

Kirchplatz durch ein Fenster bis ins südliche Seitenschiff geschleudert. An der inneren Nordschiffwand waren einige Bilder zerfetzt worden und Kirchenbänke auseinandergerissen. Andreaspfarrer Paul Barg berichtete weiterhin von einigen „kleineren“ Bränden im Inneren, die von Anwesenden, die dort Schutz gesucht hatten, gelöscht werden konnten. Diese Brände sind vor allem im westlichen Kirchenbereich gewesen und vor allem waren – laut Fotos – die Wendeltreppen zur Orgelempore davon betroffen. Aber sogar das Hauptwerk der Orgel z. B. stand noch, demoliert etwas, aber zu jenem Zeitpunkt ohne weiteres wieder herstellbar. c) Am 14./15.10.1944 wurde die schlichtere Zelthaube des kleineren Nordturms zerstört. Weitere Beschädigungen an und in der Kirche sind nicht aktenkundig und auch nicht im Bericht Bargs angeführt. Es ist davon auszugehen, dass erst nach Kriegsende manches hölzerne Inventarstück entwendet wurde. Auf einem einzigen Foto, wohl von 1946, erkennt man trotzdem noch jede Menge Kirchenbänke und weiße Wandflächen, an denen zuvor Kunstwerke gehangen hatten. Diese waren in der Sakristei sichergestellt worden. In diesen Raum ist leider eingebrochen worden: Zwei inzwischen zurückgekauft und jetzt wieder in St. Andreas hängende Epitaph-Bilder zeigen, „dass man sich bedient hatte.“⁹ Auch der Bericht über einen Kindergottesdienst Ostern 1949 im Inneren der Kirche redete immer noch von Bänken.¹⁰ Das Schicksal des großen, angeblich verlagerten Messingkronleuchters und anderer Einrichtungstücke, z. B. des Armenkastens, bleibt immer noch völlig ungeklärt. Auf jeden Fall stellt sich jedoch die architektonische Substanz der Kirche 1945 so dar: kein einziges durchbrochenes Gewölbe, ein völlig komplett stehender Dachstuhl, kein wirklich ausgebranntes Innere. (Zur Liberei in der Kröppelstrasse: Sie war durchaus schwer angeschlagen, aber auch sie war keinesfalls ganz zerstört. Ihr Wiederaufbau gelang, wie ja heute sichtbar ist). Das bereits o.g. Urteil von Robert Lonsdale Charles über St. Andreas trifft also in vollem Umfang zu. Demgegenüber nur von stehenden Außenwänden und Ausgebranntem zu reden, ist nach Ansicht des Verfassers falsch und strickt – auch wenn ungewollt – eine nicht zutreffende Legende, indem sie ein Gefühl von 1945 und nicht die seinerzeitige Faktenlage wiedergibt. (Abb. 1, 3, 4)

St. Katharinen (Hagenmarkt)

Diese Kirche erlitt am 14./15.10.1944 folgende definitive Schäden: a) Beide Turmspitzen brannten herunter, auch die jeweiligen inneren Turmaufgänge aus Holz. Zwei 1942 von der Abholung verschonte Glocken wurden zerstört. Die Fenster erlitten größtenteils Glasschaden und einiges von ihrem Maßwerk wurde beschädigt. b) Am 31.3.1945, also noch kurz vor Kriegsende, wurde der Dachstuhl von St. Katharinen über der Vierung von Brandbomben aufgerissen. Dadurch ist der kleine mit Kupfer bekrönte Dachreiter zerstört worden, nicht aber das darunter befindliche Gewölbe. Die Brandbomben setzten dabei auch das Holz des neben der Einschlagstelle nicht getroffenen Dachstuhls an einigen weiteren Stellen in Brand. Die in der Kirche anwesende Organistin Hilde Pfeiffer-Dürkop warf mutig einige noch nicht gezündete Bomben auf die Straße, einige konnte sie sogar



Abb. 4 oben: Der Dachstuhl von St. Andreas in west-östlicher Richtung. Aufnahme nach dem 13.8.1944. Der in seiner Holzkonstruktion erhaltene Dachstuhl wurde 1948 wieder eingedeckt.

Abb. 5 unten: St. Katharinen von Südosten. Aufnahme nach dem 15.10.1944. Das dank des Einsatzes von Hilde Pfeiffer-Dürkop erhalten gebliebene Dach ist deutlich zu sehen. Abgebrannt sind beide Turmhelme.

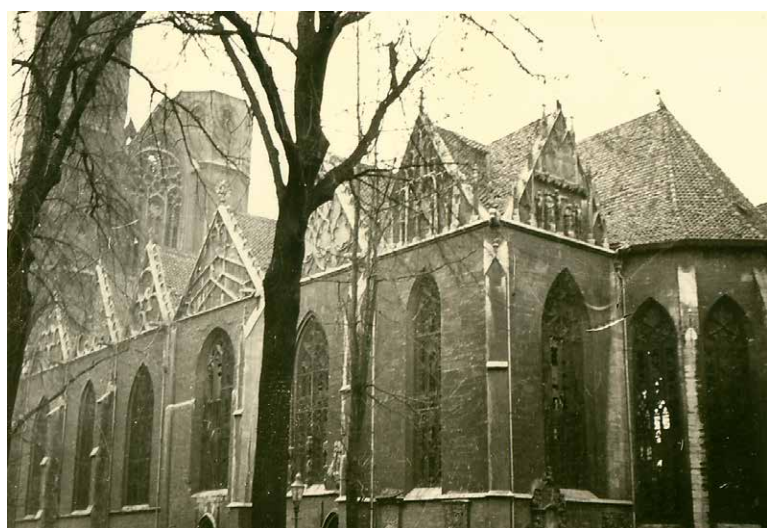
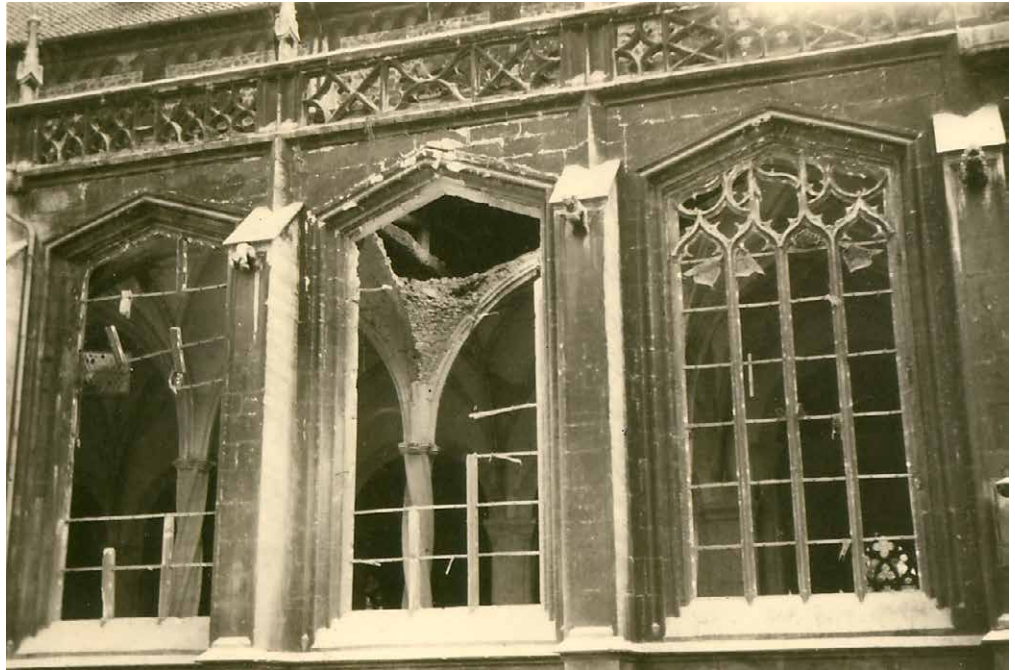


Abb. 6 rechts: Dom St. Blasii.
Ansicht des nördlichen Seitenschiffes nach dem 13.8.1944.
Das durchschlagene Gewölbe,
das Seeleke bald darauf mit
einem Holzdach absicherte.

Abb. 7 unten: Dom St. Blasii
von Süden. Aufnahme nach
dem 3.3.1945. Ersichtlich die
Ziegelschäden und die Schäden
am Maßwerk der Fenster.

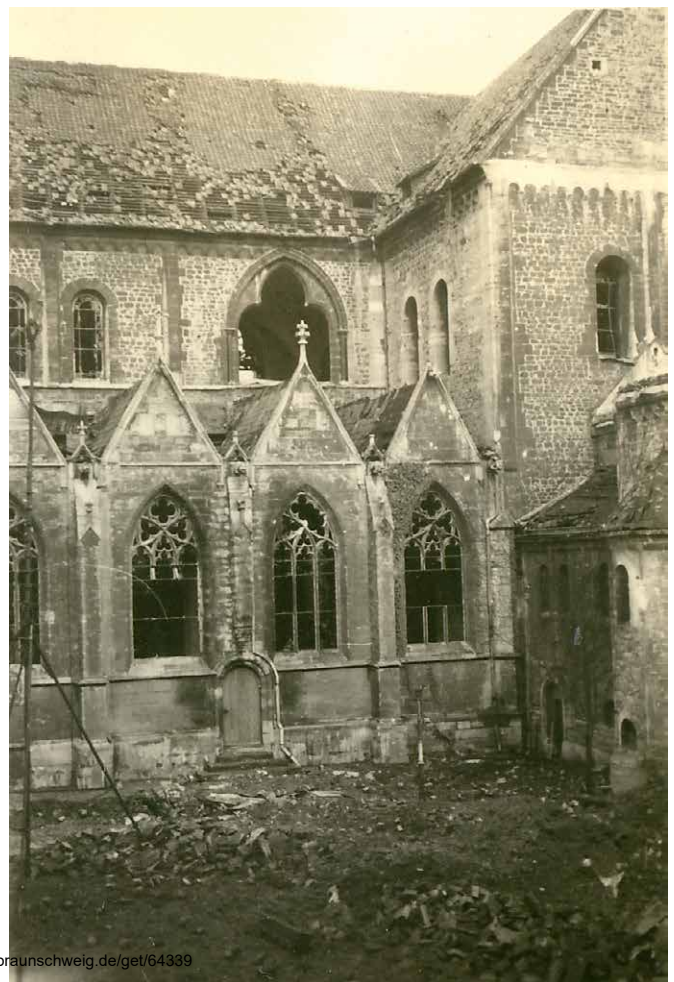


löschen! Andere aber hatten sich für sie unerreichbar oben im Gebälk des Dachstuhls verkeilt und brannten dort langsam aber munter vor sich hin. Hilde Pfeiffer-Dürkop rannte daraufhin zu Arbeitskolonnen mit slowakischen Zwangsarbeitern auf den Hagenmarkt, die schließlich mit nicht geringer Mühe weitere Entstehungsfeuer im Dach unschädlich machten. Zu guter Letzt hat die Organistin danach im Polizeipräsidium Münzstraße so lange ‚genervt‘, bis tatsächlich auch noch die offizielle Braunschweiger Feuerwehr vorbeikam und mit Schlauch und Spritze die letzten Glutnester ablöschte. Nach Meinung des Verfassers hat diese couragierte Frau damit über dreiviertel des Daches der Kirche, auf dem ja sonst sogar noch fast sämtliche Ziegel lagen, gerettet. Ihre durch den Katharinen-Kirchenvorstand im Sommer 1945 ausgesprochene Kündigung war im Sinne gleicher Behandlung von Personen mit nationalsozialistischer Verstrickung im Stadtkirchenverband Braunschweig ausgesprochen ungerecht. Es sieht für den Verfasser so aus, als sollte ihrem 1945 in Norwegen gefallener Mann, Dr. Johannes Dürkop, oberster Chef der Kultur im Braunschweigischen Staatsministerium unter NS-Ministerpräsident Dietrich Klagges noch eine Art nachträglicher „Fußtritt“ verpasst werden. Von einem aufzustellenden „Ranking“ der lutherischen Innenstadtkirchen her muss St. Katharinen (Abb. 5) nach St. Michaelis attestiert werden, am „zweitbesten“ die Bombardements des Krieges überstanden zu haben.¹¹ Das liegt nun allerdings fast auf der Ebene des Domes St. Blasii.

Domkirche St. Blasii (Burgplatz)

Der Dom war in der zweiten Hälfte der Nazizeit gänzlich vom Staat vereinnahmt worden und hatte dadurch wenigstens den Vorteil, dass der staatliche Braunschweigische Landeskonservator Dr. Kurt Seeleke sich nach 1943 stets besonders um ihn gekümmert hat. a) Am 5.8.1944 hatte der Dom Beschädigungen erlitten: Eine Brandbombe hatte in ein nördliches Seitenschiffgewölbe ein Loch gerissen. Aber

keine der Tudorstilsäulen war dabei kaputt gegangen, wohl aber die Verglasung dieser Domseite bis auf die auch heute noch vorhandenen Apsisfenster. Dr. Seeleke deckte das Loch mit einem hölzernen Notdach zu, das bis 1950 seinen Dienst tat. b) Am 14./15.10.1944 ging das Dach der Apsis kaputt, desgleichen auch die Bedeckung des neugotischen Anbaus der Taufkapelle von 1892, die Gewölbe jedoch hielten stand. Das Hauptdach – vornehmlich im Bereich der Vierung – hatte teilweise Löcher aufgrund fehlender Ziegel, die Seeleke aber mit „seinen italienischen Arbeitern“ wieder stopfen konnte. c) Am 3.3.1945 wurde das Dach – vor allem auf der Südseite – erneut in Mitleidenschaft gezogen,



dabei auch die Fenster des südlichen Seitenschiffes: Es gab Glasschaden, aber auch einige Rippen des Maßwerkes brachen heraus. Der britische Kunstschutzoffizier notierte am 12.8.1945: „Noch vor der Besetzung der Stadt hatte Seeleke einige Dachziegel ergattert, Hilfe mobilisiert und das Dach darüber wieder abgedeckt: somit sind sie (er meint damit die wertvollen Deckengemälde) vergleichsweise sicher.“ Die letzten fehlenden Ziegel wurden im Oktober 1945 aufgelegt. Der Dom ist von den britischen Truppenteilen auch gleich nach der Besetzung/Befreiung gottesdienstlich genutzt worden. Auch die Orgel funktionierte und sogar noch drei alte Glocken hingen im Glockenhaus und konnten geläutet werden.¹² (Abb. 6 u. 7)

St. Martini (Altstadtmarkt)

Hier nun hatte Architekt August Pramann genauer definiert, indem er a) im Blick auf den 14./15.10.1944 von beiden zerstörten Türmen gesprochen hatte, einen gefährlichen Riss in einem derselben auflistete und das Dach als zur Hälfte zerstört anzeigte. Das entsprach den Tatsachen. Das Dach, hier und da auch noch mit Ziegeln bedeckt, gab es vor allem noch im östlichen Teil zum Altstadtmarkt hin, etwa über den zwei letzten großen Fenstern und über der Apsis. Der schmucke kleine mit Kupfer gekrönte Dachreiter über der Vierung freilich war verschwunden. Aber auch für St. Mar-

tini gilt: kein einziger Sprengbombenschaden, total intakte Gewölbe, kompletter Erhalt aller nicht ausgelagerter Inventarstücke im Inneren. Verschwunden ist bisher leider nur der kleinere Messingkronleuchter von 1710.¹³ (Abb. 8)

St. Ulrici-Brüdern (Hintern Brüdern/Schützenstraße)

„Kirche zerstört“, so hatte Architekt Pramann dem Stadtkirchenausschuss vermeldet. Aber auch das war zu global gesagt und mangelte jeglicher Differenzierung. a) Am 10.2.1944 hatte zwar hier nun wirklich eine Sprengbombe das letzte Gewölbe des südwestlichen Seitenschiffes durchschlagen und dabei das Dach des südlichen Seitenschiffs zerstört sowie die Ecke der kirchlichen Außenwand an der Stelle bis fast ganz nach unten. Von der Orgel wurde dabei ein Drittel zerfetzt. Es gab weitgehenden Glasschaden. Aber – Fotos beweisen es eindeutig – das große Hauptdach der Hallenkirche und des Hohen Chores stand trotzdem. b) Am 13.8.1944 wurden beide Dächer leicht beschädigt, aber selbst der größere, auf dem Dach befindliche Glockenturm war noch da. c) Am 14./15.10.44 wurde dann das Dach des Hohen Chores samt dem erwähnten Turm total zerstört, die Gewölbe blieben jedoch auch hier komplett erhalten. Auch das große Hauptdach des Langschiffes stand mit einem großen Teil seiner hölzernen Konstruktion, hier und da etwas

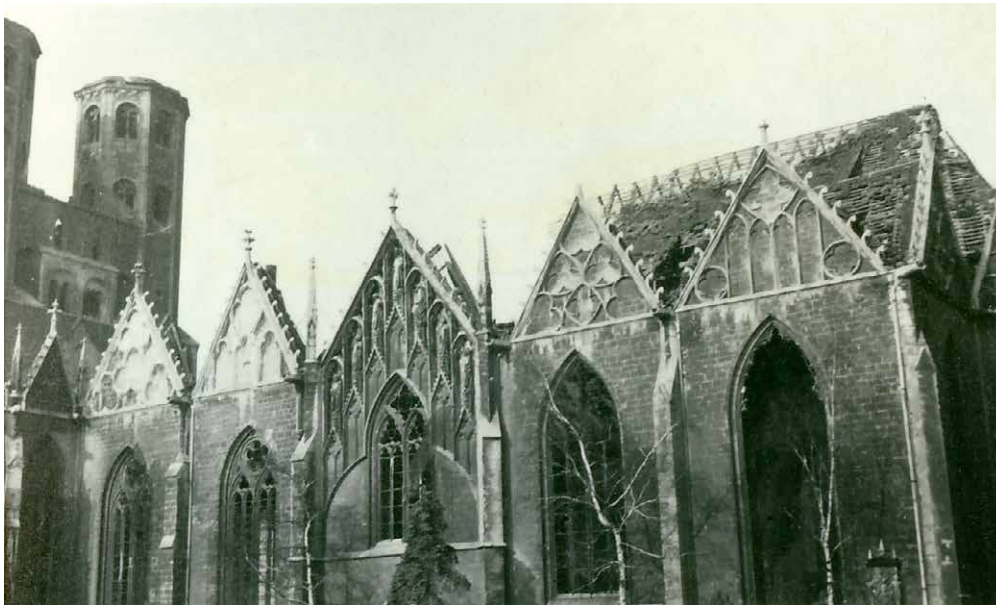


Abb. 8 oben: St. Martini von Süden. Aufnahme nach dem 15.10.1944. Die Turmhelme waren abgebrannt, sowie zwei Drittel des Daches. Der stehen gebliebene Dachstuhl wurde nach 1945 abgebaut. Die Kirche erhielt zunächst ein flaches Notdach.

Abb. 9 unten: St. Ulrici-Brüdern von Nordwesten. Aufnahme nach dem 15.10.1944. Zerstört ist das Dach des Hohen Chores im Osten und das Dach des südlichen Seitenschiffes. Der Dachstuhl über dem Hauptschiff ist noch weitgehend erhalten. Hier wurde nach 1945 versäumt, ihn zu sichern.



Abb. 10: St. Petri von Südosten. Aufnahme nach dem 15.10.1944. Das fast vollständig intakte Dach ist nur im Bereich der Apsis angeschlagen. Die barock wirkende Turmhaube von 1811 ist abgebrannt.



aus dem Lot, allerdings ohne Ziegel. Im Kreuzgang war nur eines der kleinen Gewölbefelder (wohl von einer Brandbombe) getroffen worden und offen. Dort, im westlichen Kreuzgangabschnitt, hatten dadurch geschnitzte Fachwerkbalken von zerstörten Häusern gebrannt, die Dr. Seeleke an dieser Stelle eingelagert hatte. Wenn es wirklich in der großen Kirche gebrannt haben soll, dann höchstens in einem sehr kleinen Bereich vor der Orgelempore. Und dieses eventuelle Feuer hatte nicht auf die zahlreichen Bänke u.a. hölzerne Inventarstücke übergreifen. Sonst wäre heute weder der neugotische Lettner noch das schöne alte hölzerne mittelalterliche Chorgestühl vorhanden. Darum muss auch hier so bewertet werden: selbst St. Ulrich-Brüdern war 1945 nicht etwa unrettbar verloren gegangen!¹⁴ (Abb. 9)

St. Petri (Radeklint)

a) Am 10.2.1944 hatte die St. Petrikirche genau in die Mitte ihrer vier nördlichen Seitenschiffgiebel einen Schaden erhalten, der aber – anders als bei Brüdern-St. Ulrich – die Außenmauer stehen ließ. Es war nur ein Loch gerissen worden und einige Teile des Daches wiesen aufgrund fehlender Ziegel offene Stellen auf. Diese Dachblessuren, gepaart mit Glasschäden der Fenster, setzten sich b) am 14./15.10.1944 fort. So fehlte danach die Abschlusskonstruktion der Apsis samt ihren Ziegeln. Aber die weitaus größten Teile des Daches von St. Petri waren erhalten geblieben und das sogar mit den Ziegeln! Die leicht barock anmutende Turmbedachung von 1811 war freilich heruntergebrannt und damit dann auch das Innere des Turmes. Dieser Brand zerstörte auch die neugotische Orgel und den größten Teil der erst 1937 vor ihr wieder angebrachten Balustrade von 1624. Nur kleine Reste davon haben sich erhalten, allerdings nicht im Mindesten angekohl: wieso, ist eines der vielen kleinen bisher ungeklärten Rätsel. Im Inneren der Kirche brannte es sonst nicht und auch der Renaissancealtar von 1649 und diverse andere Inventarstücke überstanden. Zusammenfassung: Auch hier

muss August Pramanns Urteil als völlig daneben liegend gekennzeichnet werden. Im Vergleich zu ihrer unmittelbaren Wohnumgebung war selbst St. Petri glimpflich davongekommen.¹⁵ (Abb. 10)

St. Michaelis (Echternstraße)

Hier ist erstaunlicherweise eine winzige Richtigstellung vonnöten. Zumeist (bis auf den Vortrag Berndts von 1948) nämlich als gänzlich unbeschädigt bezeichnet, vermeldet die Kirchenchronik der Gemeinde, dass a) am 10.2.1943 (gemeint ist 1944!) ein kleiner Brand – wo, wird nicht angegeben – gelöscht worden sei und b) am 19.05.1944 eine kleine Brandbombe in die Kirche geschlagen sei. Sie zündete genau auf dem Teppich vor dem Kriegerehrenmal und verbrannte diesen. Mehr jedoch nicht. Sieht man daneben von winzigen Glassplitterschäden der herrlichen neugotischen Fenster ab, die ja diese Kirche heute zu etwas ganz Besonderem machen, trifft das Urteil „unbeschädigt“ also zu 99% zu.¹⁶

St. Ägidien (Stobenstraße)

Diese Kirche, in der bis 1811 evangelischer Gottesdienst stattgefunden hatte, wurde 1945/46 der röm.-kath. Gemeinde zugewiesen, 1959 von dieser gekauft. a) Am 5.8.1944 hatte es Schäden am Dach gegeben, vor allem Ziegel waren vom Luftdruck weggedrückt worden. b) Am 14./15.10.1944 brachte eine Sprengbombe das Gewölbe im südlichen Querhaus zum Einsturz – auch der kleine Dachreiter samt Uhr war nun weg und die vorgebaute neugotische Halle im Westen der Kirche büßte ihr Dach ein. Ebenso verlor der 1904/05 südlich neben die Kirche vom Bohlweg versetzte Chor der ehemaligen Dominikanerkirche St. Pauli sein Dach. Die Hauptsatzung jedoch stand.¹⁷ (Abb. 11)

St. Bartholomäus (Schützenstraße)

Die kleine Kirche der ev.-reformierten Gemeinde wurde a) am 14./15.10.1944 schwer getroffen. Es standen letztlich nur noch deren Umfassungsmauern. Hier allein ist ein Urteil von allein übriggebliebenen Außenmauern zutreffend.¹⁸

Auf das Schicksal der Maria Magdalenen Kapelle Kleine Burg von 1489 soll auch in diesem Zusammenhang zum wiederholten Male aufmerksam gemacht werden. 1945 völlig unzerstört geblieben, diente diese Kapelle bis 1954 der heimatlosen ev.-reformierten Gemeinde als gottesdienstliche Heimat. Dann wurde dieser kleine feine mittelalterliche Kirchbau gegen den Protest der Kunsthistoriker 1955 wegen der Erweiterung des Pressehauses am Hutfiltern rücksichtslos und ohne jedes Kulturbewusstsein abgerissen.¹⁹

Die nach 1900 in sogenannten Neostilen gebauten Kirchen jenseits des „Wilhelminischen Ringes“, St. Pauli (Jasperallee), und St. Johannis (Leonhardstraße) hatten ihre Dächer auf der

Verlustliste. Bei ihnen waren jeweils auch die hohen Turmspitzen abgebrannt. Die Gewölbe aber hatten standgehalten. (St. Johannis: Zerstörung der Christusportalfigur durch Artillerieschuss am 10.4.1945). Natürlich waren die Fenster nicht heil geblieben. St. Jakobi (Goslarschestraße) war mit Glasschäden davongekommen, bis auf ihre zwei figürlich verglasten Rundfenster im Westen und Osten der Kirche. St. Georg (Siegfriedviertel), erst 1939 eingeweiht, war a) am 5.2.1944 und dann b) am 14./15.10.1944 von Sprengbomben an der südöstlichen Altarseite aufgerissen worden. Die Gemeinderäume unter dem Kirchenboden waren bald wieder nutzbar. Das 1934 errichtete Martin Luther Haus (Zuckerbergweg) hatte a) am 8.5.1944 eine Sprengbombe abbekommen, die aber im Garten niederging und „nur“ die Sakristei zerstörte. (Gelegentliche Ziegelschäden des Daches). Die Garnisonkirche (Stadtpark), seit 1967 St. Matthäus, hatte a) am 14./15.10.1944 Glas- und Dachschäden zu verzeichnen. Der Südturm zeigte Risse. Die katholische Laurentiuskirche (Hinter der Masch) verlor a) am 14./15.10.1944 ihr Dach und jegliches Inventar. Die ebenfalls katholische St. Josephkirche



Abb. 11 oben: St. Ägidien von Südosten. Aufnahme nach dem 15.10.1944. Der größte Teil des Dachstuhles steht und ist wieder verwendbar.

Abb. 12 unten: St. Magni von Süden. Aufnahme nach dem 23.4.1944. Zu sehen ist der zu diesem Zeitpunkt noch erhaltene Zwiebelhelm des nördlichen Turms, der bis heute in der Türmelandschaft der Stadt fehlt. St. Magni ist als ruinös einzustufen. Der Optimismus eines Robert Lonsdale Charles über einen Wiederaufbau erfüllte sich bis 1964.



(Goslarschestraße) erlitt a) am 1.10.1944 Dach- und Glasschäden. Das Turmassiv der Kirche von Stöckheim erlitt a) am 31.3.1945 durch eine Sprengbombe einen schweren Schaden, das Kirchenschiff selbst blieb erhalten und nutzbar. Fast gänzlich unversehrt überstanden die Kriegszeit die Kreuzkirche von Alt- und die Wichernkirche von Neu-Lehndorf, die Kirchen von Meverode, Mascherode, Ölper und Rühme.²⁰

Klosterkirche Riddagshausen

Hier notierte der britische Kunstschutzoffizier am 4.9.1945: „Einige Fenster sind zerbrochen und auf der Südseite ist der Dachstuhl beschädigt. 500 Dachziegel und 40 Balken werden benötigt.“ Am 4.10.1945 schrieb er: Einer der ersten Bombenangriffe auf Braunschweig (1943) verfehlte sein Ziel vollkommen, traf hier und blies alle Ziegel vom Dach – aber Seeleke deckte es neu ein.“ Also ist nach Ansicht des Verfassers auch bei der Klosterkirche Riddagshausen kein schweres Desaster feststellbar.²¹

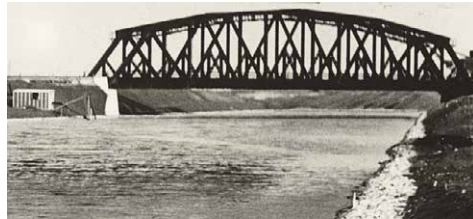
Hiermit enden die aufgelisteten „Details“ und es folgt eine zusammenfassende Schlussbemerkung: Eigentlich will der Verfasser (mit den eingangs genannten Ausnahmen und der reformierten Kirche) nur einer ev.-luth. Kirche in Braunschweig zubilligen, überhaupt unter die Kategorie „Zerstörung“, bzw. unter die Bezeichnung „Ruine“ einsortiert zu werden und das ist St. Magni (Oelschlägern). (Abb. 12) Sie war schon a) am 22./23.4.1944 getroffen worden. Aber wenn ihr gegenüber das bekannte Beispiel der Dresdner Frauenkirche beleuchtet wird, war freilich selbst auch St. Magni noch zu einem guten Drittel wieder verwendungsfähig. Von daher sollte sich insgesamt gehütet werden, die durchaus verständlichen Emotionen der Braunschweiger Einwohner des Jahres 1945 auf die tatsächliche bauliche Faktenlage zu übertragen. Die hiesigen Kirchen waren im Blick auf die Zerstörung ihrer jeweiligen Umgebung durchaus noch respektabel dastehend und statt ihren Zustand lamentierend und übertreibend zu beschreiben, hätte ja auch mit einer gewissen Phantasie, mit Optimismus und Tatkraft gesagt werden können. Wenigstens diese architektonischen Zeugen unserer Vergangenheit werden – nach notwendigen Reparaturen – einer künftigen Generationen wieder das Jahrhunderte gewohnte Bild des alten Braunschweig vermitteln. Aber diese Vision war 1945 noch nicht vorhanden und das ist durchaus nachvollziehbar. Dass die Braunschweiger Kirchen dann nach 1945, in den Jahren bis 1948/49 eine erneute Gefährdung erlebt haben, soll hier nicht geleugnet werden. Es fand ein Wettlauf mit zu erhaltenden Baulizenzen und Baumaterialien statt und es ging um die Verwertung des zwar reichlich vorhandenen, aber eigentlich wertlosen Geldes, das eigentlich keine Bau- und Lieferfirma wollte. Die Reparaturen zogen sich daher zeitlich in die Länge, was unter dem Strich hier und da natürlich höhere Aufwendungen mit sich brachte.²²

Anmerkungen

- ¹ Eckhard Schimpf, in: *Braunschweiger Zeitung*, Ausgabe vom 31.01.2015. Die Markierungen mit (!) sind durch den Verfasser angebracht worden, um die behaupteten generellen Einseitigkeiten zu kennzeichnen.
- ² Sitzungsprotokolle des ev.-luth. Stadtkirchenausschusses 1944/45 im LAW, BS SKV 509 (vom Verfasser 2013 im Keller des Kirchenverbandes aufgefunden).
- ³ Gespräch des Verfassers mit Pfarrer Jürgen Diestelmann (1928-2014) im Sommer 1978.
- ⁴ Friedrich Berndt: Vortrag über das kirchliche Bauwesen in Braunschweig, am 8.12.1948 (Gemeindesaal St. Johannis), Abschrift im Besitz des Verfassers.
- ⁵ Gespräch des Verfassers mit Stadtkirchenbaurat i.R. Dipl.-Ing. Norbert Koch im Dezember 2014.
- ⁶ Friemuth, Cay: *Die geraubte Kunst – der dramatische Wettlauf um die Rettung der Kulturschätze nach dem Zweiten Weltkrieg*. - Braunschweig, 1989. (im Folgenden abgekürzt: Friemuth) S. 189f, 198ff.
- ⁷ Detaillierter Überblick in: Prescher, Rudolf: *Der Rote Hahn über Braunschweig*. - Braunschweig, 1955.
- ⁸ Jünke, Wolfgang A.: *Zerstörte Kunst aus Braunschweigs Gotteshäusern – Innenstadtkirchen und Kapellen vor und nach 1944*. - Groß Oesingen, 1994. (im Folgenden abgekürzt: Jünke) S. 79ff, 156ff, 185ff.
- ⁹ Jünke: S. 31-78. *Braunschweiger Zeitung* vom 23.4.1965: „St. Andreas im Frieden und in Kriegsjahren“ Zeitzeugenbericht von Pastor Paul Barg. Im Gemeindebrief St. Andreas „Rundblick“ 51. Jg. Nr. 2, 2015, berichtet Rosemarie Vogt geb. Hopp, bei ihrer Konfirmation am 2.4.1944 seien die Fensterscheiben schon entzwei und mit Brettern zugenagelt gewesen. (Anm. des Vf. Diese Bretter sind im August 1944 natürlich zerstört worden.) Zu den Diebstählen: LAW, St. Andreas Braunschweig (Ölgemälde 1946-53), Schreiben Paul Barg an das LKA vom 14.6.1946.
- ¹⁰ Gemeindebrief St. Andreas (Im Blickpunkt) 33. Jg. Nr. 1, 1997 „Aus der Chronik“ (Bericht des Gemeindeführers Hermann Hoffmann).
- ¹¹ Jünke: S. 8ff, 13f.
- ¹² Friemuth: S. 199-202, 240, 277ff. Jünke: S. 148-154.
- ¹³ Jünke: S. 227-233.
- ¹⁴ Jünke: S. 103-118.
- ¹⁵ Jünke: S. 264, 266-272.
- ¹⁶ Hübner, Susanne: *Der Himmel geht über allen auf! 850 Jahre St. Michaelis Braunschweig 1157-2007*. - Braunschweig, 2007, S. 29. Jünke: S. 239f.
- ¹⁷ Friemuth: S. 211f. Jünke: S. 23-30.
- ¹⁸ Jünke: S. 88.
- ¹⁹ Jünke: S. 212-220.
- ²⁰ 75 Jahre Bugenhagenkirche in Braunschweig Gliesmarode 1936-2011. - Braunschweig, 2011. / Brinker, Hermann: *Die Geschichte des Kirchengebäudes*, in: *Die ev.-luth. Kirchengemeinde St. Johannis – Festschrift des 75. Jahrestages der Kirchweihe 24./25. Juni 1980*. - Braunschweig, 1980, S. 41, 50. / Helling, Isolde: *100 Jahre St. Jakobi zu Braunschweig*. - Braunschweig, 2009, S. 80f, 85. / 1934-2009, 75 Jahre Martin Luther Haus und Martin Luther Kirchengemeinde Braunschweig. - Braunschweig, 2009, S. 29, 38. / Schwarze, Karl-Heinrich: 15. Oktober 1944 – Die schwerste Stunde der St. Pauli-Kirche, in: *75 Jahre St. Pauli-Kirche 1906-1981*. - Braunschweig, 1981, S. 31f. / Zehfuß, Rudolf: *70 Jahre Kriegsende „Zeiten kommen des Niederbruchs, Zeiten des Aufbaus“ Die wechselvolle Geschichte der Kirche in (Klein-) Stöckheim*. - Braunschweig, 2015, S. 16-24 / St. Laurentius in Braunschweig 1900-1975. - Braunschweig, 1975, S. 15. / *Unsere Kath. Pfarrgemeinde St. Joseph Braunschweig*. - Braunschweig, [o. J.], S. 4. (Ob das Datum 1.10.1944 stimmt, ist fraglich, es handelt sich wahrscheinlich um einen Druckfehler und gemeint ist der 14./15.10.1944.) / Zeddies, Walter: *Chronik der Gemeinde St. Georg – zum 40jährigen Bestehen des Gotteshauses 1979 – vervielfältigtes Manuskript*, S. 3. / Jünke, Wolfgang: *Die Geschichte der Braunschweiger Garnisonkirche, nachdem St. Matthäus*. In: *Braunschweigische Heimat* 3-4, 1975, S. 8.
- ²¹ Friemuth: S. 240.
- ²² Jünke, Wolfgang: *Die Gründungssituation des Stadtkirchenbauamtes*. In: *50 Jahre Stadtkirchenbauamt 1946-1996*. - Braunschweig, 1996, S. 5-7.

Spuren im Feld zwischen Völkenrode und Wendezelle

Rolf Ahlers



Auf Luftbildern – aufgenommen zum treffenden Vegetationszeitpunkt – lassen sich mitunter Spuren aus früherer Zeit erkennen. Verfärbungen des Erdbodens oder Besonderheiten im Pflanzenwuchs sind Anzeichen und geben Anlass für nähere Untersuchungen. Unterschwellig wird oft davon ausgegangen, dass kurzzeitige anderweitige Nutzungen bereits nach wenigen Jahren wieder „verwachsen“ sind und nicht mehr in Erscheinung treten. Und demnach lediglich solche Fundstellen noch nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten feststellbar sind, bei denen eine länger dauernde anderweitige Nutzung vorgelegen hat.

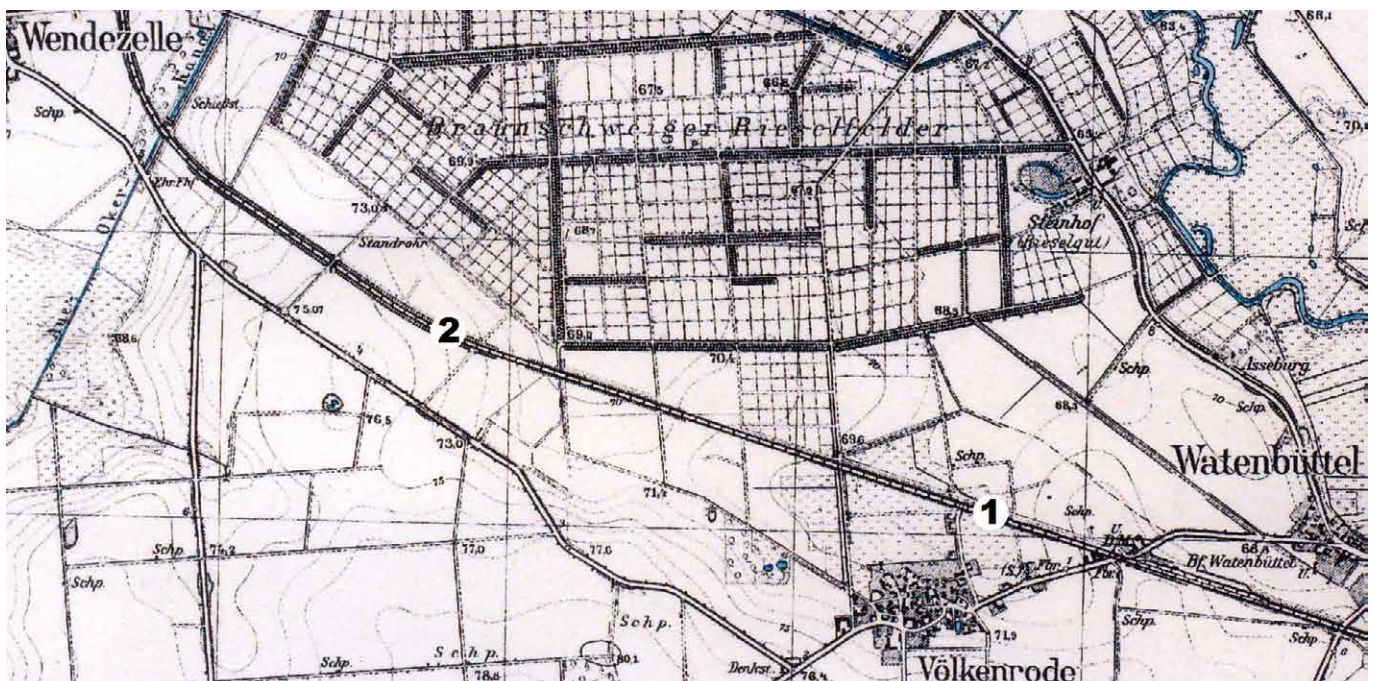
Hier geht es um die Eisenbahnstrecke Braunschweig-Celle, und zwar um den nördlich von Völkenrode vorbeiführenden Streckenabschnitt zwischen den Bahnhöfen Watenbüttel und Wendezelle. Die Strecke war lange geplant, begonnen wurde jedoch 1914 mit den Bahnhofsgebäuden. Bedingt durch den Ersten Weltkrieg (1914-1918) blieben die Arbeiten zunächst unvollendet. Erst deutlich nach Kriegsende wurden die Arbeiten fortgesetzt. Im genannten Streckenabschnitt wurden zwei Brücken – die Weiße Brücke (für einen Wirtschaftsweg, über die Bahn) und die Brücke an der Wendezeller Schweineweide (für die Bahn, über den Aue-Oker-Kanal) – als Betonbauten errichtet. Der eigentliche Streckenbau, Trassierung und Gleisbau, erfolgte in den Jahren 1922/1923. Am 01.03.1923 begann der fahrplanmäßige Zugverkehr.

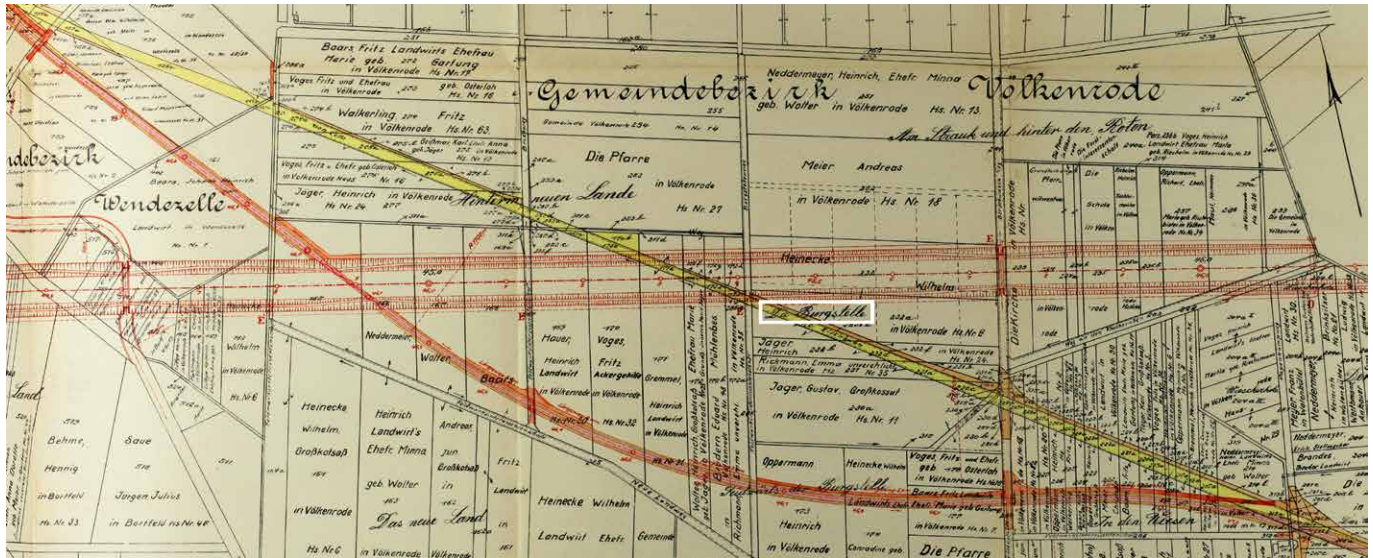
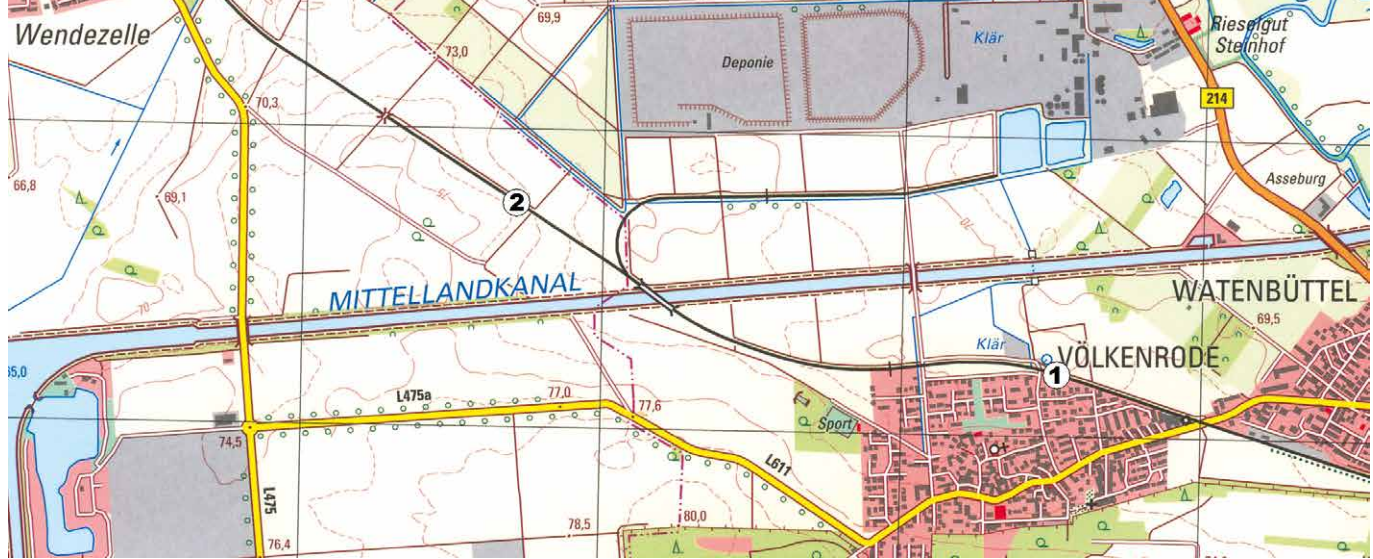
Lediglich wenige Jahre danach erreichte der von Westen vorangetrieben Bau des Mittellandkanales die Gemarkung Völkenrode und damit auch Eisenbahnstrecke. Das nunmehr notwendige Kreuzungsbauwerk „Eisenbahnbrücke“ hätte bei Beibehaltung der Eisenbahntrasse den Mittellandkanal in einem Winkel von etwa 22 Grad gekreuzt. Die Eisenbahnbrücke wäre sehr lang (weit über hundert [!] Meter bei 42 Meter Kanalbreite) und damit auch teuer geworden. Deshalb entschlossen sich die Verantwortlichen zu einer kosten-

Abb. 1 oben rechts: Eisenbahnverlegung Braunschweig-Celle in Eisenbahn-Kilometer 45,3 bis 47,5, Abzweigung der verlegten Bahnstrecke aus der bisherigen Bahnstrecke durch Linksweiche bei Völkenrode. Die Weiche wird vor Inbetriebnahme der neuen Strecke wieder ausgebaut und das alte Gleis eingeschwenkt. Auf dem neuen Gleis der Bauzug mit Oberbaumaterial. Links das Haus von Hermann Jäger, danach Erich Adam, Günter Adam, jetzt Jürgen Adam, Ellernbruch 8 in Völkenrode; Aufnahme am 18.07.1929. Wasser- und Schifffahrtsamt Braunschweig, Br_101.jpg.

Abb. 2 oben links: Die Eisenbahnbrücke über den Mittellandkanal, Blick nach Osten, Stützweite 85 Meter, Fachwerk-Halbparabelträger; Aufnahme am 18.03.1930. Ausschnitt aus Sign. Bgs. Nr. 56-3.tif, Nds. Landesarchiv, NLA Hannover BigS Nr. 5603/3.

Abb. 3 unten: Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 1958, Stand 1924. Nds. Landesarchiv-Standort Wolfenbüttel, K 231, 3628/36.





günstigeren Lösung. Die Trasse der Eisenbahnstrecke wurde nach Westen verschwenkt (Abb. 1) und der Mittellandkanal in einem Winkel von etwa 43 Grad gekreuzt. Nach dem Bau der Eisenbahnbrücke (Abb. 2), 1929, und Inbetriebnahme der neuen Eisenbahntrasse wurde die ursprüngliche Eisenbahntrasse rekultiviert. Vorher durchschnittene Ackerstücke konnten nun wieder durchgehend bewirtschaftet werden. Die Karten (Abb. 3, 4 und 5) zeigen den Verlauf der Eisenbahntrasse vor und nach der Verlegung. Auf dem Luftbild (Abb. 6) sind die Spuren im Feld zu erkennen. Obwohl die Eisenbahntrasse in der direkten Verbindung zwischen den Punkten „1“ und „2“ lediglich etwa sieben Jahre als solche genutzt wurde und nach der Rekultivierung gleich wieder in landwirtschaftliche Nutzung kam, war der Verlauf auch noch dreißig Jahre später durch Bodenverfärbungen und unterschiedlichen Aufwuchs erkennbar. Und mehr als weitere fünfzig Jahre fand im „Rahmen der systematischen Kampfmittelsondierung des Braunschweiger Stadtgebietes“ auch in dem hier betrachteten Gebiet eine Begehung statt. Gefunden wurden in Verlauf der ursprünglichen Eisenbahntrasse mehrere hundert Eisen-Kleinteile, wie Schrauben, Muttern, Unterlegscheiben. (Abb. 7)

Anmerkung zum Eisenbahnverkehr auf dieser Strecke

Personen- und Güterverkehr: 01.03.1923-10.04.1945, nach Unterbrechung dann lediglich Verkehr auf der Strecke

Wendenzelle-Celle, ab 14.03.1949 wieder durchgehender Verkehr Braunschweig-Plockhorst-Celle. Der Personenverkehr Braunschweig-Plockhorst endete am 27.05.1962. Nach Abbau von Teilstrecken endete der Güterverkehr hier am 30.06.1993, bedient wurde zuletzt noch Watenbüttel, Wendenzelle und Harvesse, bis dahin ist das Gleis erhalten geblieben. Der bislang letzte Personensonderzug fuhr am 11.12.1994 bis Harvesse. Inzwischen, seit 1998, fährt der Müllzug über die Eisenbahnbrücke (Abb. 8, 9, 10) und weiter auf dem dazu gebauten Anschlussgleis zum Braunschweiger Abfallentsorgungszentrum Watenbüttel. Aktuell besteht ein zusätzlicher Bedarf. Das neue „VW-Logistikzentrum Braunschweig“ bei Harvesse ist aufgrund der vorhandenen Bahnstrecke dort errichtet worden, damit es auch von Güterzügen angefahren werden kann. Das erforderliche An-

Abb. 4 oben: Ausschnitt aus der Topographischen Karte 3826, Stand 2012. LGLN, Hannover.

Abb. 5 mitte: Ausschnitt aus der Karte, Verlegung der Eisenbahnlinie betreffend, K 20336 Niedersächsisches Landesarchiv Standort Wolfenbüttel, weiß umrahmt: Die Burgstelle.

Abb. 7 unten rechts: Gefundene Eisen-Kleinteile, Foto: Rolf Ahlers.



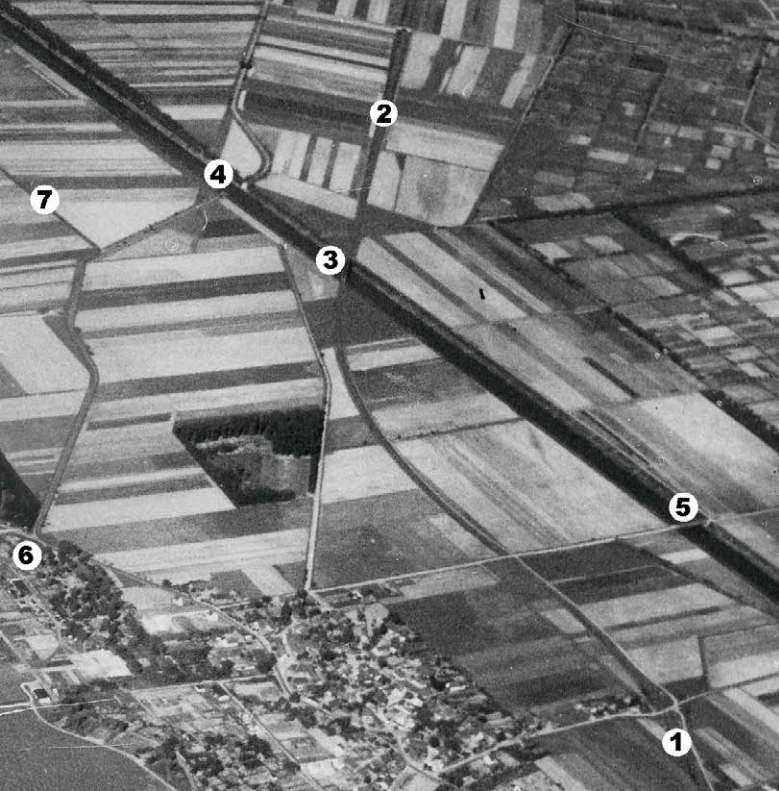
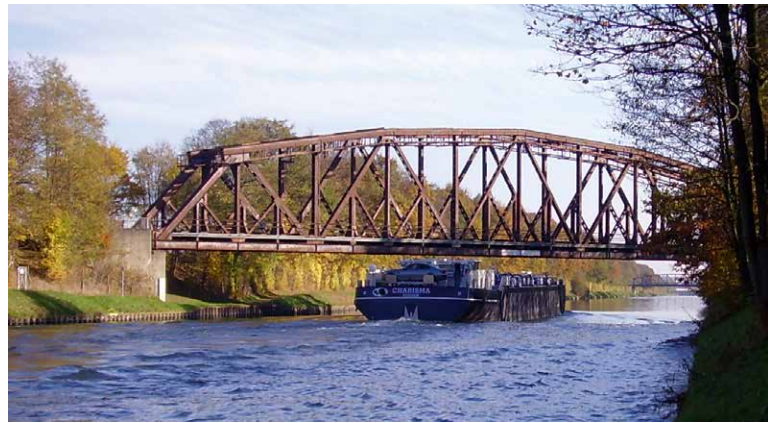


Abb. 6 oben: Luftbild; Aufnahme am 04.09.1959, Foto: Hans Steffens. Blick nach Nordwesten, Völkenrode am unteren Bildrand. Mit „1“ = Kamerastandort für Abb. 1. / In der direkten Verbindung zwischen „1“ und „2“ sind einige Spuren im Feld zu erkennen, hier befand sich von 1922 bis 1929 die Eisenbahntrasse. / „3“ = Eisenbahnbrücke im Verlauf der zwischen „1“ und „2“ nach Westen verlegten Eisenbahntrasse. / „4“ = ehemalige Straßenbrücke Völkenrode-Wendezelle (nicht wieder errichtet). / „5“ = Straßenbrücke Völkenrode-Rieselfeld. / „6“ = Nordwache des Thünen-Institutes (früher: FAL). / „7“ = Straße nach Wendezelle und Bortfeld.

schlussgleis ist inzwischen fertiggestellt und der Zugverkehr aufgenommen. Ein weiterer Wunsch ist die erneute Nutzung für den öffentlichen Personenverkehr (Regionalstadtbahn/Regionalbahn/Straßenbahn) als Weiterführung aus dem Braunschweiger Straßenbahnnetz, mindestens bis Harvesse. Inzwischen könnte gelegentlich auch wieder ein Zug vom „Verein Braunschweiger Verkehrsfreunde e.V. (VBV)“ die Strecke befahren.

Abb. 8, oben rechts (Blick nach Osten) und **Abb. 9, rechts mitte** (Blick nach Nordwesten): Die Eisenbahnbrücke jetzt; Fotos am 07.11.2014 von Rolf Ahlers. Als gegen Ende des Zweiten Weltkrieges amerikanische Kampftruppen von Peine her nördlich des Mittellandkanales heranrückten, sprengten Wehrmachtangehörige am 10.04.1945, 18.00 Uhr, mehrere über den Mittellandkanal führende Brücken. Die der Eisenbahnbrücke benachbarten Straßenbrücken – westlich: Bortfeld-Wendezelle und Völkenrode-Wendezelle, sowie östlich: Völkenrode-Rieselfeld und bei Watenbüttel (heutige B 214) – stürzten in den Mittellandkanal. Bei der Eisenbahnbrücke führte die Sprengung jedoch lediglich zu einer größeren Beschädigung, sie blieb erhalten und konnte zu Fuß benutzt werden. Bei den Reparaturarbeiten waren andere Brücken vorrangiger, so konnte erst im Frühjahr 1949 der Zugverkehr erneut beginnen. Vom Mai bis August 1955 bekam die Brücke einen neuen Anstrich. Im Zuge des Mittellandkanalausbaues wurden etwas westlich neue Betonfundamente erbaut (1974), die Brücke darauf versetzt – sie steht jetzt im Winkel von 41,9 Grad am Kanalkilometer 215,688 – und das Gleis auf beiden Seiten angepasst.

Abb. 10, rechts unten: Die Weiche nördlich des Mittellandkanales während des Einbaues, geradeaus geht es in Richtung Wendezelle-Harvesse, rechts zum Braunschweiger Abfallentsorgungszentrum Watenbüttel. Foto: Rolf Ahlers, 24.03.2015.



Die Rauchschnwalbe

Rolf Jürgens

Der schlanke, gestreckte Körper mit den langen, spitzen Flügeln und dem Gabelschwanz, mit dem jedes der pfeilschnellen Flugmanöver ausgeführt wird, zeichnet die Rauchschnwalbe aus. An der Oberseite ist die Rauchschnwalbe schwarzblau schimmernd. Sie hat eine braunrote Kehle, ein blaues Kropfband und ist an der Unterseite rahmweiß. Die Rauchschnwalbe baut ihr Nest aus Lehm mit Gras oder Stroh vermischt; es wird im Inneren von Stall, Scheune oder Unterstand angelegt. Die 4 bis 5 Eier werden vom Weibchen bebrütet. Nach etwa 16 Tagen schlüpfen die Jungen und bleiben noch ungefähr 20 Tage im Nest, bevor sie es dann schon voll entwickelt verlassen. Die Rauchschnwalbe ist aus unseren Städten weitgehend verschwunden und befindet sich auf der Roten Liste und ist im Bestand sehr gefährdet. Der starke Rückgang der Brutbestände läuft parallel mit dem starken Rückgang der bäuerlichen Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten.

Im Landkreis Wolfenbüttel brütet die Rauchschnwalbe in geringer Zahl. Die mit wenigen Paaren vorhandenen Brutkolonien befinden sich in Ställen und offenen landwirtschaftlichen Gebäuden sowie an Brückenbauwerken von Dörfern. Zur Nahrungssuche halten sich die Rauchschnwalben in und um unsere Dörfer gern über nahe gelegenen Viehweiden, Feuchtwiesen und bei besonders schlechtem Wetter über Wasserflächen, Teichen und Klärteichen auf. Auch über die Wasserflächen des Wasservogelreservates Schöppenstedter Teiche jagen sie nach Insekten und das oft in großer Zahl.

Der Zug der Rauchschnwalben in ihre Überwinterungsgebiete in West- und Zentralafrika beginnt in den September- und Oktoberwochen. Uns bleibt dann nur die Vorfreude auf die Rückkehr der Rauchschnwalben im nächsten Frühjahr, wenn sie aus ihrem Winterquartier wieder zu uns zurückkommen.



Was Braunschweiger Plattdeutsch ist – und was es nicht ist

Dr. Dr. h.c. Herbert Blume

1. Vorbemerkungen

Braunschweiger Plattdeutsch bekommt man in der Stadt Braunschweig, wenn man darunter die „Kernstadt“ versteht, also die Stadt ohne den sie umgebenden Gürtel der in den 1930er und 1970er Jahren eingemeindeten Dörfer, so gut wie nicht mehr zu hören. Das war um 1950/60 noch anders. Damals konnte man, zumindest dann und wann, noch mitten in der Stadt Ohrenzeuge plattdeutsch geführter Gespräche werden: in der Straßenbahn etwa, vor dem Ladentisch im Kaufmannsladen, in der Warteschlange vor der Kinokasse. Heute jedoch kommt das hiesige Plattdeutsch in der innerstädtischen Öffentlichkeit Braunschweigs als Alltagssprache praktisch nicht mehr vor. Auch in den oben angesprochenen, durch Eingemeindung zu Braunschweiger Stadtteilen gewordenen Dörfern – geographische Außenpunkte des Gürtels sind Lamme im Westen, Harxbüttel im Norden, Hondelage im Osten und Leiferde im Süden – ist die Situation nur graduell anders. In den meisten dieser Dörfer gibt es zwar unter den Alteingesessenen durchaus noch eine Minderheit von kompetenten Plattdeutschsprecher/innen. Sie gehören allerdings meist schon der Großelterngeneration an, und plattdeutsch sprechen sie in aller Regel auch nur noch im vertrauten Kreise der Familienmitglieder, Verwandten und Freunde, doch öffentlich nur äußerst selten. Somit ist dort zwar der Prozentsatz der jüngeren Einwohner, die Braunschweiger Plattdeutsch zumindest verstehen, noch geringfügig höher als in der Kernstadt. Aber auch in den Stadtranddörfern ist die Sprache der Kindererziehung in praktisch allen Familien seit mehreren Jahrzehnten das Hochdeutsche, nur in seltenen Ausnahmefällen das Plattdeutsche.

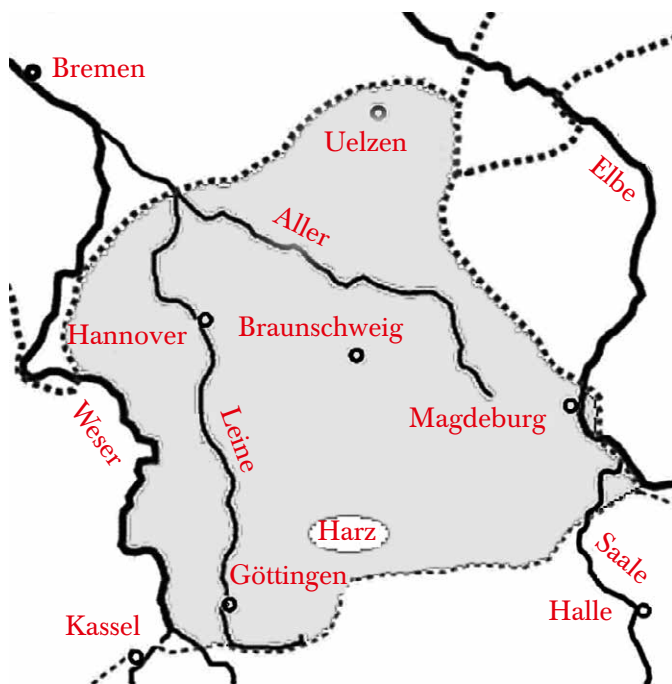


Abb. 1: Das ostfälische Sprachgebiet.

Da man inzwischen gerade auf dem Dorf den dramatischen Rückgang des Plattdeutschen als Alltagssprache oftmals als einen beklagenswerten kulturellen Verlust empfindet, wird vielerorts versucht, dieser Entwicklung durch die Einrichtung plattdeutscher Kränzchen, Klönabende oder dergleichen entgegenzuwirken. So löblich dies ist, können solche Veranstaltungen doch das Defizit, das durch den Verzicht auf das Plattdeutsche bei der sprachlichen Primärsozialisation der Kleinkinder und Kinder entsteht, nicht wettmachen. Zusammenfassend lässt sich sagen: Öffentlich gesprochenes Braunschweiger Plattdeutsch ist innerhalb der Kernstadt so gut wie nicht mehr zu hören, und weil es auch in den Stadtranddörfern fast nur noch in privaten Gesprächssituationen verwendet wird, ist auch dort die Sachlage nicht prinzipiell anders.

2. Nur vermeintliches Braunschweiger Plattdeutsch

Die profunde Unkenntnis des regional eigenen Braunschweiger Plattdeutsch offenbart sich in Braunschweig und Umgebung gelegentlich darin, dass in der Öffentlichkeit plattdeutsche Wörter und Wendungen, die man irrtümlich für braunschweigisch hält, zu Werbezwecken und ähnlichem eingesetzt werden, jeweils in der Absicht, die beworbenen Sachen mit einem Kolorit von Bodenständigkeit, Echtheit und Vertrauenswürdigkeit zu versehen. Einige wenige Beispiele solcher Fehlleistungen mögen dies illustrieren.

(1) An den Autos eines in Braunschweig ansässigen privaten Pflegedienst-Unternehmens steht als Firmenname zu lesen: *Plege to Hus*. Das ist kein Braunschweiger Plattdeutsch. Korrekt wäre in Braunschweig (ähnlich wie im gesamten ostfälischen¹ Bereich des Niederdeutschen) *in Huse* an Stelle von *to Hus* gewesen. Nicht-ostfälisch ist der Slogan auf doppelte Weise: Anders als im Nordniederdeutschen ist bei den starken Maskulina und Neutra das Endungs-*e* des Dativs Singular bewahrt (*in Holte* ‚im Wald‘, *in Harze* ‚im Harz‘, *in Schappe* ‚im Schrank‘ etc.). Und: der hochdeutschen Wortfolge *zu Haus(e)* entspricht zwar im nordniederdt. Plattdeutsch² *to Hus* (mit der Präposition *to*), im ostfä. Plattdeutsch jedoch *in Huse* (mit der Präposition *in*). *Plege in Huse* hätte der Firmenname somit in Braunschweig lauten müssen.³ Den Namengeber/innen dürfte bei der Taufe ihres Pflegedienstes der Refrain des im Küstenland von Nord- und Ostsee populären Liedes von den „Nordseewellen“ im Ohr gelegen haben: *Dor is miene Heimat, dor bün ik to Hus*.⁴

¹ Zu diesem Begriff siehe Abb. 1 sowie unten, Abschnitt 4.

² Zum Beispiel in Hamburg. – Auch zum Begriff „nordniederdeutsch“ s.u. Abschnitt 4.

³ *Plege in Hiuse* in weiten Teilen des südlichen Ostfälisch, etwa zwischen Hildesheim und Hannoversch-Münden.

⁴ Ursprünglich geht es im Nordseewellen-Lied, dessen Text in vorpommerschem Platt 1907 von der aus Zingst stammenden Lehrerin und Journalistin Martha Müller-Grählert (1876-1939) verfasst wurde, um die Ostseewellen.

(2) In Wolfenbüttel trägt eine Blumengärtnerei bereits seit Jahrzehnten den Firmennamen *Planten + Blumen*, manchmal auch *Planten & Blumen* geschrieben. Dass bei dieser Namensgebung jene große Hamburger Parkanlage Pate gestanden hat, die seit 1935 *Planten un Blumen* heißt, liegt auf der Hand. Dem nordniederdt. (also auch Hamburger) langen *ō* entspricht im Braunschweiger Plattdeutsch allerdings der Diphthong *au*, was sich an Hamburger Wörtern wie *Hoot* ‚Hut‘, *Koh* ‚Kuh‘, *Schoh* ‚Schuh‘ und eben auch *Blomen* ‚Blumen‘ ablesen lässt, denen in der Braunschweiger Mundart *Haut*, *Kauh*, *Schauh* und eben *Blaumen* gegenüberstehen. *Planten + Blaumen* wäre also die in Wolfenbüttel passende Namensform „an sich“ gewesen. In Unkenntnis des Braunschweiger Plattdeutsch und damit auch der Unterschiede zwischen ostfäl. und nordniederdt. Plattdeutsch⁵ ist hier wie im Fall der *Plege to Hus* kurzerhand Hamburger Platt anstelle des hiesigen verwendet worden – auch hier, um sich den Kunden als lokal bzw. regional verwurzelt zu empfehlen. Auffällig ist in beiden Fällen, dass man gerade zu solchen nordniederdt. Versatzstücken gegriffen hat, die aufgrund ihrer überregionalen Verbreitung (*to Hus*: das Nordseewellen-Lied; *Planten un Blumen*: touristisch überregional beachtet) auch Leuten bekannt sind, die gar kein Plattdeutsch können.

(3) Ähnlich ist es mit dem nordniederdt. Wort *snacken*. Mir wird in Gesprächen, in denen es um die Frage geht, ob denn im fernen Umkreis Braunschweigs auf den Dörfern noch plattdeutsch gesprochen werde, bisweilen versichert: „Doch, doch! In Hedeper (oder: Eitzum, Cramme, Baddeckenstedt, Ingeleben ...) kenne ich noch ältere Leute, die platt *snacken*.“ Wer auf diese Weise das niederdeutsche Wort *snacken* in seine Antwort einfügt, will damit zu erkennen geben, dass Plattdeutsch für ihn eine sympathische Sache ist, zeigt unfreiwillig aber auch, dass er keine Kenntnis des in Braunschweig und drumrum gesprochenen Plattdeutsch besitzt. Zwar ist in Hamburg das niederdt. Verbum *snacken* völlig gleichbedeutend mit hochdt. *sprechen* und kommt deshalb entsprechend häufig vor, und auch als Braunschweiger kann man aus diesem Grunde *snacken* aus plattdeutschen Radio- und Fernsehsendungen aufschneiden. Im hiesigen Plattdeutsch aber dominiert eindeutig *spräken/spreken* (*Sai sprickt bronswieksch Platt*), seltener kommt auch *kären*, *küren* vor (*Hai kärt klauke* ‚Er redet klug daher‘). Das Wort *snacken* jedoch kann hierzulande leicht abwertend klingen (*dumm Tüüg snacken* ‚dummes Zeug quasseln‘) und ist daher eher eine Rarität.

(4) In die Reihe dieser Beispiele gehört – von allen erwähnten sprachlichen Missgriffen sicherlich am eklatantesten – der verunglückte Braunschweiger Karnevals-Schlachtruf *Brunswiek helau*. Bekanntlich besitzt der Karneval in Braunschweig weder eine seit dem Mittelalter ungebrochene Tradition (die 1528 in Braunschweig durchgeführte Reformation bewirkt das Ende öffentlicher Fastnachtsbelustigungen), noch ist seine heutige Form eines Straßen-Umzugs etwa in

der sog. „Franzosenzeit“ am Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden, wie dies in den rheinischen Städten der Fall war. Die historischen Wurzeln des heutigen Braunschweiger Karnevals reichen nicht sehr tief. Er geht auf ein paar Karnevalsvereine zurück, zu denen sich erst im späten 19. sowie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts insbesondere einige Rheinländer zusammengetan hatten, die es beruflich nach Braunschweig verschlagen hatte und die ihren Karneval hier vermissten, ihn aber dann doch jahrzehntelang mehr oder weniger unter sich feierten. Erst seitdem der im karnevalsfreudigen Bonn aufgewachsene Gerhard Glogowski zweimal das Amt des Oberbürgermeisters innehatte (1976-81, 1986-90), erfuhr der Braunschweiger Karneval nennenswerte öffentliche Förderung, und der Braunschweiger Karnevalsumzug wurde zielstrebig zum inzwischen längsten Umzug Norddeutschlands auf- und ausgebaut, nicht ohne das Engagement der heimischen Wirtschaft. Je länger der Zug wurde, desto fühlbarer muss das Fehlen eines eigenen Schlachtrufs geworden sein. Schließlich dachte man sich den Slogan *Brunswiek helau* aus, in der Vermutung, Braunschweig heiße im örtlichen Plattdeutsch *Brunswiek*. Damit jedoch befand man sich von vornherein im Irrtum.

Der Name der Stadt Braunschweig lautet im hiesigen ostfälischen Plattdeutsch vielmehr *Bronswiek*, mit der Nebenform *Brönswiek*. Die Lautung *Bronswiek* (*Brönswiek*) gilt nicht nur in der Stadt selbst, sondern flächendeckend auch in einem großen Umkreis, dessen Radius bis zu 110 Kilometer (Göttingen) misst. Anhand von Regionalwörterbüchern und durch Sprecherbefragungen habe ich die verbindliche Gültigkeit der Lautung *Bronswiek/Brönswiek* an folgenden Orten überprüft: Fallersleben, Gifhorn, Wendeburg, Sievershausen (bei Lehrte),⁶ Göttingen,⁷ Bockenem, Bad Harzburg,⁸ Blankenburg,⁹ Schöningen, Eilsleben (Ldkrs. Börde),¹⁰ Helmstedt.¹¹ Diese Ortsnamen markieren keine Außenpunkte des Bronswiek-Gebiets, sondern deuten seine Erstreckung nur an. Wie es in Braunschweig zu dem Auseinanderdriften von Schreibung und Aussprache des Stadtnamens gekommen ist, ist schriftlich gut dokumentiert. Bis zum Ausgang des Mittelalters galt für das vor Ort gesprochene und geschriebene Niederdeutsch (Hochdeutsch war noch eine süddeutsche „Fremdsprache“) einheitlich die *u*-haltige Form *Brun(e)swiek*. Um 1500 jedoch ging man im Zuge der dann beginnenden Ablösung der niederdt. Schriftsprache durch die hochdt. zu Schreibungen des Typs *Braunschweig* über (statt *-u-* schrieb

⁶ Franz Wrede: *Plattdeutsches Wörterbuch des Kirchspiels Sievershausen, Kreis Burgdorf i. Han. Celle* 1960.

⁷ Georg Schambach: *Wörterbuch der plattdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen oder Göttingisch-Grubenhagensches Idiotikon. Hannover 1858 (Neudruck Vaduz 1970).*

⁸ Otto Rohkamm: *Nordharzer Wörterbuch auf der Grundlage der Mundart von Harzburg und der oberen Oker. Bearbeitet von Rudolf Mackensen und Jürgen Schierer. Peine* 2003.

⁹ Eduard Damköhler: *Nordharzer Wörterbuch. Auf Grundlage der Cattenstedter Mundart. Quedlinburg* 1927 (Neudruck Vaduz 1994).

¹⁰ Albert Hansen: *Holzland-Ostfälisches Wörterbuch. Aus dem Nachlaß bearbeitet und herausgegeben von Helmut Schönfeld. 2. Aufl. Ummendorf* 1994.

¹¹ Wilhelm Schrader, Jürgen Schierer, Ralf Pretzer: *Plattdeutsches Wörterbuch für Helmstedt und Umgebung. Teil I: Hochdeutsch-Plattdeutsch. Peine* 1994.

⁵ Diese Unterschiede sind so groß, dass nordniederdeutsche Plattdeutschsprecher z.B. aus dem Raum Oldenburg, Bremen, Cuxhaven, Hamburg, Lübeck, Schleswig nicht selten (wenn auch oft vorschnell) behaupten, das (z.B.) zwischen Harzburg, Seesen, Osterode, Holzminden, Göttingen, Hofgeismar gesprochene ostfälische Platt überhaupt nicht zu verstehen.

man nun *-au-*, so wie man gleichzeitig ja auch z.B. niederdt. *hus* und *mus* durch hochdt. *Haus* und *Maus* ersetzte). Zu den frühesten Zeugnissen für *-au-* gehört *Brawnswigkh* (1505), doch sehr schnell, bereits von 1560 an, kommen in Braunschweig nur noch die *au*-Schreibungen (Typ *Braunschweig*) vor. Diese Neuerung betraf zunächst jedoch einzig das Papier. Im mündlichen Sprachgebrauch hielt man in Braunschweig noch jahrhundertlang, fast bis heute, am gesprochenen Niederdeutsch (nun Plattdeutsch genannt) fest, neben und über das sich allerdings nach und nach auch das Hochdeutsche als Sprechsprache schob. Erst nach 1850 kippen die Zahlen-Verhältnisse um: nun erst wurde das Hochdeutsche zur von den meisten Bürgern bevorzugten Sprechsprache, und das Plattdeutsche wurde in der Stadt langsam, aber stetig zur Minderheiten-Sprache.

Etwa gleichzeitig mit dem schriftlichen Übergang von *Brunswik* zu *Braunschweig* vollzog sich auch im mündlichen Niederdeutsch ein Wandel in der Aussprache des Vokals des ersten Wortteils: das *-u-* wurde zum *-o-*. Die frühesten bekannten Belege dieses phonetischen Senkungsprozesses sind *Bronswiek* (1492 und 1555), *Bronswych* (1584). Solche *o*-haltigen Formen sind, weil „bloß“ plattdeutsch, von den um das Hochdeutsche bemühten Kanzlisten seit 1560 nur ausnahmsweise zu Papier gebracht worden. Dass jedoch der Stadtname im gesprochenen Braunschweiger Niederdeutsch seit ca. 1500 und bis heute kontinuierlich *Bronswiek* (und eben nicht *Brunswiek*) lautet, ist durch die genannten Frühbelege, durch die seltenen „Ausnahme“-Belege des 17. und 18. Jahrhunderts, durch die unzähligen Belege in der gedruckten ostfälischen Literatur seit ca. 1850 und schließlich durch den Sprachgebrauch der (wenn auch weniger gewordenen) heutigen Sprecher des ostfäl. Plattdeutsch in Braunschweig und Umgebung unzweifelhaft gesichert.

Hieraus folgt: Wäre der Schlachtruf der Braunschweiger Karnevalisten ein in der Stadt historisch gewachsener, so müsste er *Bronswiek helau!* lauten.¹² Allerdings bliebe auch dann das Wort *helau* ein Fremdkörper: ein deutlicher Hinweis auf eine junge Übernahme ortsfremder rheinländischer (etwa: Düsseldorf) Vorbilder.¹³

¹² *Bronswiek helau* lautete übrigens der Refrain des 1949 von Bernd Friederichs verfassten Textes zum Blütenmarsch „Alt Bronswiek“ (Musik: Max Bylang). Diese sprachlich korrekte Form des „Schlachtrufs“ war einige Jahrzehnte später in Karnevalistenkreisen offensichtlich schon wieder in Vergessenheit geraten. Vgl. Eckhard Schimpf: 17 Jahre war ich grade. Klinkerlaters Lieder mit Bildern und Geschichten. Braunschweig 2001, S. 111.

¹³ Seit 2005 bezeichnen die Braunschweiger „Jecken“ ihren Umzug offiziell als Schodüvel. Dies ist ein Versuch, das spätmittelalterliche (mittelniederdeutsche) Wort *schodüvel* ‚Maske, Teufelskostüm‘ (wörtlich: Scheu[ch]teufel) wieder zum Leben zu erwecken. (Siehe den Internet-Artikel: de.wikipedia.org/wiki/Schodüvel. Zugriff: 3.3.2015). Diese Namenswahl ist allerdings mehr als problematisch. Vor allem bezeichnete das mittelniederdt. Wort *schodüvel* niemals irgendwelche Umzüge, sondern stets nur Einzelpersonen, die, mit zottigen Tierfellen und Masken als Teufel verkleidet, allein oder zu mehreren in den Städten umherliefen, um die Leute brutal-aggressiv zu erschrecken (Todesfälle sind bezeugt). Solches *schodüvel* lopen war überdies keineswegs eine Braunschweiger Spezialität, sondern ist auch aus vielen anderen Städten bekannt. Zudem geschah es nicht ausschließlich vor dem Beginn der Fastenzeit: manchmal war es, unabhängig vom Kirchenjahr, auch eine Ausdrucksform spontanen politischen

3. Braunschweiger Stadthochdeutsch – die Sprache des „klaren A“

Die in Braunschweig allgemein gewordene Unkenntnis des örtlichen Plattdeutsch hat, wie die Beispiele zeigen, dazu geführt, dass zu Werbezwecken bisweilen nordniederdeutsche Wörter und Wendungen in öffentliche Braunschweiger Sprachhandlungs-Kontexte eingeführt werden, in der irrigen Annahme, es handele sich dabei um Braunschweiger Plattdeutsch – bezeichnenderweise, ohne dass dies von irgend jemandem öffentlich korrigiert würde. Bevor deshalb im Folgenden einige zentrale Strukturdifferenzen zwischen Braunschweiger (ostfälischem) und nordniederdeutschem (z.B. Hamburger) Plattdeutsch erläutert werden, sei hier in aller Kürze auf eine weitere, ebenfalls auf dem Rückzug befindliche Braunschweiger Sprachvarietät eingegangen, die inzwischen von gar nicht so wenigen Ortsansässigen gleichfalls fälschlich für Braunschweiger Plattdeutsch gehalten wird. Es ist dies das Braunschweiger Stadthochdeutsch, die Sprache des sog. „klaren A“.¹⁴ Diese städtische Varietät, ursprünglich eine Prestigesprache, ist dadurch entstanden, dass im 17./18. Jahrhundert in einer Reihe ostfälischer Städte (u.a. Hannover, Braunschweig, Peine, Wolfenbüttel) die bürgerliche Oberschicht zunehmend bemüht war, die seit etwa dem 16. Jahrhundert auf thüringisch-sächsischer Basis entstandene hochdeutsche Schreibsprache (die man vor allem durch das Bücherlesen kennen gelernt, aber nie gehört hatte) nun auch zu sprechen. Dabei hat man offensichtlich Wert darauf gelegt, vor allem die Vokale erkennbar anders zu artikulieren, als sie im niederdeutschen dörflichen Umfeld dieser Städte und auch im Munde der städtischen Unterschicht klangen. Diese Braunschweiger „Sprache des klaren A“ muss anfänglich also eine Sprache nur der „feinen Leute“ gewesen sein, sickerte nach und nach aber auch in die übrigen Gesellschaftsschichten ein, sobald auch diese zum Hochdeutsch-Sprechen übergingen.

Das stadthochdt. lange <a> wurde anders als im Plattdeutschen nicht als offenes /a:/, sondern als ein zwischen /ɛ:/ und /œ:/ befindlicher Langvokal („klares A“) gesprochen. Bei gelegentlichen Versuchen, diesen Laut zu schreiben, hilft man sich meist mit einem öä (*Fasöäensdröäße*, *Banöänenwöägen*). An der Stelle des standardhochdt. *ai* (*Seife*, *Kai-*

Bürgerprotests. – Grundlegend und ausführlich zu *schodüvel* und *schodüvel* lopen: Samuel Kinser: *Why Is Carnival So Wild?* In: Konrad Eisenbichler, Wim Hüskens (Hrsg.): *Carnival and the Carnavalesque*. Amsterdam 1999, S. 43–87. – Irreführend ist schließlich auch die Schreibweise, deren man sich in Braunschweig heute bedient. Im Mittelniederdeutsch des Spätmittelalters waren *u* und *ü* bereits seit Jahrhunderten zwei deutlich verschiedene Laute, nur markierte man diesen Laut-Unterschied nicht in der Schrift; unsere *ü*-Pünktchen waren noch nicht „erfunden“. Man sprach also *schodüvel* zweifellos als *Schodüwel* aus, und so hat man es auch heute zu tun. (Ein Indiz von vielen hierfür ist der heutige Familienname *Düwel*.) Die Braunschweiger Karnevalisten täten deshalb gut daran, wenn schon, dann *Schodüwel* zu sagen und zu schreiben.

¹⁴ Ausführlicher hierzu: Herbert Blume: *Gesprochenes Hochdeutsch in Braunschweig und Hannover. Zum Wandel ostfälischer Stadtsprachen vom 18. bis ins 20. Jahrhundert*. In: *Braunschweigische Heimat* 73 (1987), S. 21–32, sowie: Herbert Blume: *Von Nikolaus Decius bis Harfen-Agnes. 500 Jahre Stadtbraunschweiger Sprachgeschichte im Überblick*. In: Martin Neef, Christina Noack (Hrsg.): *Sprachgeschichten. Eine Braunschweiger Vorlesungsreihe*. Bielefeld 2010, S. 125–154.

ser) steht im Braunschweiger Stadthochdeutsch ein langes, sehr geschlossenes („helles“) /a:/ (*Paane gegen Maane draa zu zwaa* ‚Peine gegen Meine 3 zu 2‘). Der korrekte phonetische Ort dieser Vokale, zumal des „klaren A“, ist für Ortsfremde äußerst schwer zu treffen; zugezogene Sprach-Imitator:innen blamieren sich damit so gut wie immer. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wurde dieses Braunschweiger Stadthochdeutsch von Angehörigen dann sämtlicher sozialen Schichten gesprochen; erst die Verbreitung der hochdeutschen Normlautung durch das Radio (seit 1923) hat dieser Variante des Hochdeutschen, die in Braunschweig heute nur noch in Restbeständen als gesunkenes Kulturgut existiert, nahezu ein Ende bereitet. Die Braunschweiger Coupletsängerin Agnes Schosnoski („Harfen-Agnes“, 1866-1939) hat dem hiesigen Stadthochdeutsch in ihren Liedern ein Denkmal gesetzt. Sie sang ihre Texte im feinen Stadthochdeutsch, nicht etwa in „Braunschweiger Mundart“,¹⁵ d.h. nicht im schon zu ihren Lebzeiten als weniger fein geltenden Plattdeutsch, das selbstverständlich ihre Alltagssprache gewesen sein muss. „Mensch saa helle, und wenn’s auch duster ist“, begann der Refrain eines ihrer Lieder. Hätte Harfen-Agnes plattdeutsch gesungen, so hätte die Zeile gelautet: „Minsche, sii helle, un wenn’t ook duster is.“

4. Charakteristika des Braunschweiger Plattdeutsch

Wir haben gesehen: Weder das nordniederdeutsche (z.B. Hamburger) Plattdeutsch noch das im Verklingen begriffene Braunschweiger Stadthochdeutsch sind Braunschweiger Plattdeutsch, und sie sollten deshalb nicht fälschlich dafür gehalten werden. Was aber ist Braunschweiger Plattdeutsch dann? Es ist eine regionale Varietät des ostfälischen (Abb. 1) Niederdeutsch.¹⁶ Das in der Sprachwissenschaft als Ostfalen bezeichnete Mundartgebiet erstreckt sich in West-Ost-Richtung etwa von Bückeburg bis Magdeburg,¹⁷ in Nord-Süd-Richtung ungefähr von Celle/Wittingen bis Hannover-Münden. Die Grenze zum (gleichfalls niederdeutschen) Westfälisch „umspielt“ den Verlauf der Weser; im Südosten verläuft die Grenze des Ostfälischen zum (geographisch hochdeutschen) Sächsischen und hauptsächlich Thüringischen entlang einer Linie Barby-Ballenstedt-Bad Lauterberg, so dass zunächst der größere Teil des Harzes, im Anschluss daran aber auch das Untere Eichsfeld (Duderstadt) sowie Göttingen dialektal ostfälisch sind.¹⁸ Die Binnengliede-

¹⁵ Irrigerweise so im Wikipedia-Artikel „Harfen-Agnes“ (de.wikipedia.org/wiki/Harfen-Agnes – Zugriff 3.3.2015) und in weiteren Internet-Artikeln.

¹⁶ Als Niederdeutsch bezeichnet man in der Dialektologie jene Gruppe von Mundarten, die (sehr pauschal gesagt) insbesondere in der norddeutschen Tiefebene, aber z.B. auch im Sauerland, Weserbergland und Westharz gesprochen werden/wurden. Das Gebiet des Niederdeutschen ist begrenzt vom Niederländischen im Westen, dem Dänischen im Norden, dem Polnischen im Osten und den thüringischen und hessischen Dialekten im Süden. Das Niederdeutsche ist seit mehr als 1200 Jahren schriftlich belegt: An das Altniederdeutsche (ca. 750 – ca. 1250), meist Altsächsisch genannt, schließt sich die Epoche des Mittelniederdeutschen (ca. 1250 – ca. 1650) an. Das zeitlich darauf folgende Neuniederdeutsche (seit ca. 1650) nennt man außerhalb der Wissenschaft in der Regel Plattdeutsch.

¹⁷ In der Stadt Magdeburg wird etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts kein Niederdeutsch mehr gesprochen.

¹⁸ Ausführlich: Werner Flechsig: Die wichtigsten Wesensmerkmale der ostfälischen Sprachlandschaft und ihre Begrenzung. In: *Jahrbuch des Vereins für*

derung des Ostfälischen ist hier nicht komplett darstellbar; von den innerostfäl. Dialektlandschaften seien exemplarisch nur genannt: das Calenberger Ostfäl. (westlich und südwestlich Hannovers), das Elbostfälische (etwa: Magdeburger Börde), das Göttingisch-Grubenhagensche Ostfäl. (Kreise Göttingen, Northeim, Holzminden). Braunschweig liegt in einem Bereich, den man als „Kernostfälisch“ bezeichnet; ihm gehören auch Orte wie Hannover, Celle, Wolfsburg, Wolfenbüttel, Helmstedt, Schöningen, Oschersleben, Halberstadt, Goslar an. Was im Folgenden über das Braunschweiger Plattdeutsch ausgeführt wird, gilt somit in weitem Maße (doch nicht ausnahmslos) auch für das übrige kernostfälische Gebiet.

Die klanglichen Charakteristika des gesprochenen Braunschweiger Plattdeutsch treten besonders deutlich hervor, wenn man es mit nordniederdeutschen Hörgewohnheiten wahrnimmt. Deshalb werden im Folgenden einige ausgewählte charakteristische Eigenarten des Braunschweiger Plattdeutsch durchgängig aus kontrastiver Perspektive dargestellt: hie Braunschweig – hie Hamburg. Die beiden Städte stehen für die Dialektareale (Kern-)Ostfälisch und Nordniederdeutsch.

4.1. Diphthongierung der Langvokale

Einen ganz wesentlichen Unterschied zwischen Braunschweiger und Hamburger Plattdeutsch haben wir bereits oben am Beispiel *Planten un Blumen* kennen gelernt: in Hamburg heißt es *Blumen*, in Braunschweig aber *Blaumen*. Weitere Beispiele für den Kontrast von langem *ō* im Norden und dem Doppellaut (Diphthong) *au* bei uns sind (s.o.) leicht zu finden: den hochdt. Wörtern *Fuß*, *Hut* und *Kuh* entsprechen in Hamburg *Foot*, *Hoot*, *Koh*, hierzulande aber *Faut*, *Haut*, *Kauh*. Sieht man sich die Dinge etwas genauer an, etwa indem man in Wörterbüchern des jeweiligen regionalen Plattdeutsch blättert,¹⁹ so stellt man bald fest, dass der Gegensatz zwischen Hamburger Langvokal und Braunschweiger Diphthong nicht nur für den Kontrast *ō* : *au* gilt, sondern dass es ganz ähnlich auch bei *ō̄* : *äu* und *ē* : *ai* ist. Um Beispiele für die Nord-Süd-Korrespondenz von *ō̄* und *äu* zu finden, brauchen wir die Wortpaare *Foot* : *Faut* etc. nur in den Plural zu setzen. Wir sehen dann: *Fööt*, *Hööt*, *Köh* (HH) entsprechen *Fäute*, *Häue*, *Käuhe* (BS). Als Beispiel für *ē* : *ai* kann uns das hochdt. Wort *lieb* dienen, das auf plattdeutsch in Hamburg *leev*, in Braunschweig aber *laif* lautet. Wohl jeder kennt das (zart erotische) nordniederdeutsche Volkslied *Dat du min Leevsten büst*. Zum Zwecke des Lautkontrasts lässt sich ihm das ostfälische Sprichwort *En betjen schaiſ hat Gott laif*²⁰ gegenüberstellen. So wie *leev* und *laif* einander entsprechen, tun dies auch hamburgisch *Deef* ‚Dieb‘ und *Steen* ‚Stein‘ und braunschweigisch *Daif* und *Stain*.

Ein Blick in die Geschichte des Niederdeutschen zeigt, dass die Divergenz zwischen den hier erörterten nordniederdt.

niederdeutsche Sprachforschung 108 (1985), S. 104-146.

¹⁹ Für Hamburg: Beate Hennig, Jürgen Meier: *Kleines Hamburgisches Wörterbuch*. 2. Aufl. Neumünster 2006; für Helmstedt: Schrader/Schierer/Pretzer: *Plattdeutsches Wörterbuch* (wie Anm. 11).

²⁰ Mit dem man z.B. eine nicht recht gelungene, schief geratene Bastelarbeit kommentiert.

Langvokalen \bar{e} , \bar{o} , \bar{u} und den ihnen entsprechenden Braunschweiger Diphthongen *ai*, *au*, *äu* relativ jung ist.²¹ Bis etwa 1500 galten diese Langvokale noch im gesamten niederdeutschen Sprachgebiet. Im Nordniederdeutschen hat man in diesem Punkt „konservativ“ am alten Zustand festgehalten, während man in Ostfalen seit dem 16. Jahrhundert an derselben Stelle des Lautsystems Neuerungen eingeführt hat.

Nicht berührt worden jedoch ist Braunschweig (mitsamt fast dem gesamten nördlichen Kernostfälisch) von jener Diphthongierung der Langvokale \bar{i} , \bar{u} , \bar{u} , die seit ca. dem 18. Jahrhundert den größten Teil des ostfälischen Südens erfasst hat. In ihren Stammvokalen stimmen daher hamburgisch *min Hus* ‚mein Haus‘ und *min Lüüd* ‚meine Leute‘ mit ihren Braunschweiger Entsprechungen *min Hus*, *mine Lue* völlig überein,²² während es im diphthongierenden Süden, z.B. in Einbeck, ganz anders klingt: *moin Hius* und *moine Luie*.²³

4.2. Apokope des auslautenden -e

Eine in Braunschweiger Plattdeutsch gehaltene Rede könnte man mit den Worten *Mine laiwen Lue* ‚Meine lieben Leute‘ beginnen, in Hamburg jedoch würde man stattdessen *Min leev Lüüd* sagen. Der Verlust des auslautenden -e ist im Nordniederdt. regelhaft; mit weiteren Beispielen ließen sich Seiten füllen. Hier nur noch eines: *Min leev ool Tant* (HH) vs. *Mine laiwe ole Tante* (BS). Zur historischen Erklärung dieser Differenz zwischen Ostfälisch und Nordniederdt. müssen wir den Blick auf den gesamten deutschen Sprachbereich richten. Der Murnelvokal -e, um den es hier geht, ist im Süden des hochdt.²⁴ Sprachgebiets schon um 1400 apokopiert worden, ganz unabhängig davon dann im 16. Jh. aber auch im Norden des niederdt. Sprachgebiets. In der geographischen Mitte der deutschen Sprache jedoch, und zwar in einem langen Gebietsstreifen, der sich von Westfalen über Ostfalen, Anhalt, Thüringen bis Sachsen erstreckt und der vor 1945 auch große Teile Schlesiens umfasste, sind die unbetonten -e am Wortende erhalten geblieben. Das Standarddeutsche, d.h. unsere (meist *Hochdeutsch* genannte) heutige Schreib- und immer mehr auch Sprechnorm, ist seit dem 16. Jh. vor allem aus den Schreibsprachen Thüringens und Sachsens entwickelt worden, und es ist daher nicht verwunderlich, dass das dortige tonschwache -e der Endsilben auch in unserer Standardsprache erhalten ist: *Meine lieben Leute*, *meine liebe alte Tante*. Sehr schön wird die Übereinstimmung des äußers-

ten Nordens mit dem äußersten Süden sichtbar, wenn man standarddt. *ich komme*, *ich kriege*, *ich sehe* ins Nordniederdt. übersetzt (*ik kaam*, *ik krieche*, *ik seh*) und ins Bairische (*i kimm*, *i krieg*, *i siach*): beide Male ist das -e apokopiert. Dagegen ist das -e in der geographischen Mitte, im Ostfälischen und im (auf dem Thüringischen und Sächsischen basierenden) Standarddeutschen bewahrt worden: ostfäl. *ik kome*, *ik krieje*, *ik saihe*, standarddeutsch *ich komme*, *ich kriege*, *ich sehe* (Abb. 2).

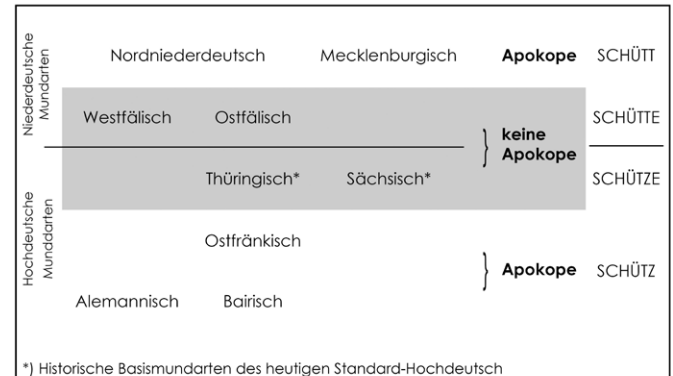


Abb. 2: Apokope des -e in deutschen Mundarten, am Beispiel der Namen Schütte, Schütze etc.

Aus Hamburger Perspektive betrachtet kann leicht der irrige Eindruck entstehen, das ostfälische Platt mit seinen zahlreichen Endungs-e sei in diesem Punkte vom Hochdeutschen²⁵ überlagert, überfremdet worden, sei also gar kein „echtes“, kein „richtiges“ Plattdeutsch mehr. In Wahrheit liegen die Dinge anders. Im Nordniederdt. hat man seit dem 16. Jh. die tonschwachen -e der Endsilben nicht mehr mitgesprochen, während man im Ostfälischen anders verfahren ist: man ist – in dieser Hinsicht konservativ – der alten, aus dem Mittelalter ererbten Sprechweise treu geblieben. Mit einem hochdt. Einfluss auf das Ostfälische hat dies nichts zu tun.

Bei Leuten dagegen, die Hamburger Platt mit „ostfälischen Ohren“ hören, kann der Schwund des Endungs-e im Norden, der ja sehr viele Wörter um eine Silbe kürzer hat werden lassen, die verbreitete klischeehafte Vorstellung von der grundsätzlichen „Einsilbigkeit“ norddeutscher Fischer, Schiffer oder Bauern bestärken, ja sogar als ein unfreundliches Kurz-Angebunden-Sein der Hamburger gedeutet werden. Solche Interpretationen sind irrational. Faktum aber ist, dass Hamburger Hörer die Koppelung zweier fundamentaler Nord-Süd-Kontraste im Klangbild des Ostfälischen das Braunschweiger Plattdeutsch als etwas sehr Anderes, Fremdartiges, im Extremfall (bei Mangel an gutem Willen) sogar Unverstehbares erleben können. Denn: Gesprochenes Ostfälisch überrascht Hamburger Ohren einerseits mit einem großen, bunten Strauß seltener, z.T. fast exotischer Diphthonge, denen in Hamburg nur die wenigen Vokale \bar{e} , \bar{o} , \bar{u} , \bar{i} , \bar{u} , \bar{u} gegenüber stehen. Und, den Hamburger Hörern zusammen mit dieser verwirrenden Vokalvielfalt serviert (Abb. 3), bewirkt zusätzlich die Nicht-Apokope des -e, dass der ostfälische Satzrhythmus als ein von Grund auf anderer, sogar „unplattdeutscher“ wahrgenommen wird – eben als jener, den

²¹ In der mittelniederdt. Sprache gibt es nicht nur jeweils einen langen e-, o- bzw. ö- Laut. Je nach ihrer lautlichen Vorgeschichte im Germanischen und ihrer Weiterentwicklung im Neuniederdeutschen sind jeweils mehrere Varianten zu unterscheiden. In unserem Zusammenhang geht es nur um die mittelniederdt. Laute \bar{e}^{2b} , \bar{e}^4 , \bar{o}^1 , \bar{o}^1 .

²² Zum -d in Lüüd (Hamburg) siehe unten, Abschnitt 4.5.

²³ Die i-u-ü-Diphthongierung im ostfäl. Süden hat dort eine verwirrende Vielfalt örtlich verschiedener Doppellaute hervorgebracht. Während es in Einbeck z.B. *Hius* heißt, gilt andernorts – je nachdem – *Hüis*, *Hües*, *Hüüs*, *Hëus*, *Höus*, *Hous*, *Haus*. Hierzu: Ulrich Scheuermann: *Aspekte einer Sprachgeschichte des Ostfälischen*. In: Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Aufl. 2. Teilbd. Berlin, New York, S. 1505-1512.

²⁴ Hochdeutsch hier in seiner älteren, rein geographischen Bedeutung: als Sammelbegriff für die Gesamtheit der deutschen Mundarten südlich des niederdeutschen Dialektareals.

²⁵ Hochdeutsch hier als Standarddeutsch, Normdeutsch verstanden.

man vom „Hochdeutschen“ kennt.²⁶ Manchen Hamburgern klingt Braunschweiger Plattdeutsch deshalb nahezu wie eine Fremdsprache. Hingegen haben Sprecher des ostfälischen Platt, die auf der Basis ihrer heimischen Hörgewohnheiten (erhebliche lautliche Vielfalt, komplexerer Satzrhythmus aufgrund der zahlreichen unbetonten *-e-*) das akustisch „simple“ Nordniederdeutsch wahrnehmen, viel geringere Verstehensprobleme. Auch dies begünstigt die bis nach Ostfalen hinein wirksame Strahlkraft der von Hamburg und Bremen ausgehenden plattdeutschen Rundfunk- und Fernsehsendungen. Man hat in Braunschweig deshalb ein offenes Ohr für z.B. Ina Müllers plattdeutsche Lieder.

	Langvokal-Diphthongierung	e-Apokope
Nordniederdeutsch	NEIN	JA
Ostfälsch	JA	NEIN

Abb. 3: Diphthongierung und Apokope im Nordniederdeutschen und Ostfälschen.

4.3. Das Partizip des Präteritums

Die Bewahrung der schwachtonigen *e*-Laute im Ostfä. hat eine ganz wesentliche Folge für die Formenbildung des Verbums gehabt. Es geht um die Gestalt des Präterital-Partizips, auch Partizip II genannt. Im Nordniederdt. ist das im Altsächsischen vor 1000 Jahren noch vorhandene Präfix *gi-/ge-* völlig verschwunden, im Ostfä. ist es erhalten geblieben, wenn auch nur in der rudimentären Form *e-*. Zwei Satzbeispiele mögen das illustrieren. Den hochdt. Sätzen *Ich habe das gekauft* und *Er hat das gemacht* entsprechen im Hamburger Plattdeutsch *Ik heff dat _köfft* und *He hett dat _mookt*, auf ostfä. aber *Ik hebbe dat ekofft* und *Hai hett dat emaket*. Ostfä. *ekofft* und *emaket* stehen also nordniederdt. *köfft* und *mookt* gegenüber, und Entsprechendes gilt für (fast) alle Verben. Die konservative Erhaltung des *e*-Präfixes im Partizip II bildet eine der zwei gängigen Kennmarken des Ostfälschen im Vergleich nicht nur mit dem Nordniederdeutschen, sondern auch den übrigen niederdt. Mundartgruppen.

4.4. Zusammenfall von Dativ und Akkusativ, jedoch ostfälsche Dativreste

Während im Hochdeutschen der Dativ und der Akkusativ bis auf den heutigen Tag zwei lautlich voneinander klar unterschiedene Kasus sind (Dat.: *dem Apfel*, Akk.: *den Apfel*), begannen diese beiden Fälle im Niederdeutschen (von Ausnahmen abgesehen) schon vor rund tausend Jahren, seit der Spätphase des Altsächsischen, zu einem gemeinsamen Kasus zu verschmelzen. Diese Entwicklung verstärkt sich seit Beginn der Neuzeit (neu-nd. daher Dat.: *den Appel*, Akk.: *den Appel*). Eine bemerkenswerte Sonderentwicklung hat die Kasus-Kontamination bei den Formen der 1. und 2. Person des Personalpronomens genommen. Einzig und allein im Ostfälschen haben sich bei diesem speziellen Kasus-Zusam-

menfall nämlich die akkusativischen Formen durchgesetzt. In Braunschweig heißt es daher sowohl *Giff mik* (Dat.) *dat Bauk* ‚Gib mir das Buch‘ als auch *Hest du mik* (Akk.) *laif?* ‚Hast du mich lieb?‘. Die ostfä. Form *mik* ist also gleichermaßen Dativ und Akkusativ, parallel hierzu steht auch die ostfä. Form *dik* für beide Kasus. Im großen Rest des niederdeutschen Mundartgebiets jedoch, also auch im Nordniederdeutschen, hat man sich bei der Kasusvereinheitlichung am Ende für die Dativ-Formen entschieden. In Hamburg lauten die beiden Sätze deswegen *Giff mi dat Book* und *Hest du mi leev?* Entsprechend lautet dort in Parallele zur 1. Person *mi* die 2. Person *di*. Innerhalb des Ostfälschen gelten in Braunschweig (s.o.) die Formen *mik* und *dik*; im südwestlichen Teil des Ostfälschen jedoch sagt man *mek* und *dek*. Wenn Wilhelm Busch im Epilog zu *Max und Moritz* über den vom grausamen Tod der Knaben ganz unberührt bleibenden Bauern sagt: *Und der brave Bauersmann/ dachte: Wat geiht meck dat an*, so dürfte dieses *meck* eine Reminiszenz des Dichters an seine Jugendjahre in Ebergötzen (bei Göttingen) sein: Dort heißt es *mek*. – Im Plural haben sich die Dinge entsprechend entwickelt: hochdt. *uns/euch* heißen im Nordniederdt. *uns/ju* (alte Dative), aber im Ostfälschen meist *üsch/jüch* (alte Akkusative), in südlichen Ostfä. stellenweise *össek/jück*. Neben der partiellen Bewahrung des Präfixes beim Präterital-Partizip (s.o., 4.3) ist das Fortleben des alten Akkusativs in den *mik-dik-üsch-jüch*-Formen des Personalpronomens die zweite wichtige Kennmarke der ostfälschen Mundartgruppe.

Bei den übrigen Pronomina (z.B. *düsse* ‚dieser‘, *wecke* ‚welcher‘, *sin* ‚sein‘), den Artikeln und den Endungen der Adjektive ist der Dativ-Akkusativ-Unterschied im Ostfälschen und im Nordniederdeutschen auf ein und dieselbe Weise eingeebnet worden: hier wie dort haben die akkusativischen *n*-Endungen überlebt, und die dativischen *m*-Endungen sind auf der Strecke geblieben. Auch im Braunschweiger Plattdeutsch ist also hier der Akkusativ in die Funktion des Dativs eingetreten. Daher z.B.: *Hest du dinen* (Dat.) *Brauder von den* (Dat.) *Gelle wat afegeben?* ‚Hast du deinem Bruder von dem Geld etwas abgegeben?‘, lautlich deckungsgleich mit: *Gistern hebb’ik dinen* (Akk.) *Brauder esaihn* ‚Gestern habe ich deinen Bruder gesehen‘.

Im Braunschweiger Plattdeutsch, wie im Ostfälschen insgesamt, hat sich somit der Akkusativ bei der Einebnung des Dativ-Akkusativ-Unterschieds auf der ganzen Linie durchgesetzt, sogar noch konsequenter als im Nordniederdeutschen. Allerdings gibt es eine einzige Ausnahme von dieser Regel; sie betrifft die Dative des Singulars der stark flektierenden Maskulina und Neutra, die im Ostfälschen ihr Flexionssuffix *-e* bewahrt haben. Wir haben das Phänomen bereits eingangs anlässlich der Wortfolge *in Huse* ‚zu Hause‘²⁷ kennen gelernt, als Parallelbildungen dazu auch noch die Beispiele *in Holte* ‚im Walde‘, *in Harze* ‚im Harz‘, *in Schappe* ‚im Schrank‘. Weitere Beispiele, nun mit anderen Präpositionen, sind: *op’n Howwe* (zu *Hoff* ‚Hof‘), *op’n Ra’e* (zu *Rad* ‚Rad, Fahrrad‘), *nah’n Bedde gahn* ‚zu Bett gehen‘. Ursache dieses fast monolithisch anmutenden Überdauerns der Dativendung bei einer Gruppe von Substantiven ist die prinzipielle Nicht-Apoko-

²⁶ Dieser rhythmisch-metrische Gleichlauf von Ostfälsch und Standarddt. beruht, wie gesagt, nicht auf standarddt. Einfluss, sondern auf Parallelentwicklung im Ostfä. einerseits, im Thüringischen und Sächsischen andererseits.

²⁷ In ist kontrahiert aus *in’en ‚in dem‘.

pierung des unbetonten *-e* im Ostfälischen (s.o., 4.2).

4.5. Schwund des intervokalischen *-d-*

Das Beispiel *op'n Ra'e* enthält eine weitere lautliche Besonderheit des Ostfälischen: den Schwund des *-d-*, wenn dieses zwischen zwei Vokalen steht.²⁸ Derselbe *d*-Schwund ist auch in Teilen des westfälischen und des ostfriesischen Plattdeutsch eingetreten. Ausnahmsweise sei hier als Vergleichssprache nicht das Hamburger Plattdeutsch, sondern das Mittelniederdeutsche (ca. 1200 – ca. 1650) verwendet. Eine kleine Auswahl aus zahllosen Beispielen: *ba'en* (< mnd. *baden*) ‚baden‘, *bloi'en* (< mnd. *blöden*) ‚bluten‘, *Bra'e* (< mnd. *brade*) ‚Braten‘, *Lü'e* (< mnd. *lūde* ‚Leute‘), *Ri'e* (mnd. *ride*) ‚Rinnsal, Bach‘, *sni'en* (mnd. *sniden*) ‚schneiden. In Hamburg ist dieses *-d-* erhalten geblieben, wie z.B. das Wort *sniden* ‚schneiden‘ zeigt. In einigen Wörtern ist die ostfälische Elision des *-d-* allerdings unterblieben: der Lumpensammler bzw. auf dem Markt stehende Altkleiderhändler heißt (hieß) im Braunschweiger Ostfälisch *Klederselder*²⁹ und nicht **Kle'erselder* (dazu die Redensart *Hier sieht't ja ut wie in sone Klederselderbude* ‚wie bei Hempels unterm Sofa‘), und das ostfälische Äquivalent zu hochdt. *Vater* lautet meistens *Vader*, nur selten **Va'er*.

4.6. Bewahrung des Konjunktivs des Präteritums

Es gibt eine grammatische Kategorie, in der im Lauf der vergangenen ca. 500 Jahre das Nordniederdeutsche und das Ostfälische diametral entgegengesetzte Wege gegangen sind: Der Konjunktiv des Präteritums³⁰ der starken Verben ist im Norden restlos abgeschafft worden, während er in Ostfalen uneingeschränkt bewahrt worden ist. Eines der bekanntesten Gedichte Klaus Groths (der dithmarsisches Platt, also nordndt. sprach) beginnt mit der Zeile *Ik wull wi weern noch kleen Jehann*, und darin ist das Wort *weern* Konjunktiv, also mit *wären* zu übersetzen. Doch lautet im Nordndt. die dem Konjunktiv II *weern* entsprechende Indikativ-Form gar nicht anders: *wi weern* ‚wir waren‘, desgleichen im Singular: *ik weer* ‚ich war‘ und *ik weer* ‚ich wäre‘. Im ostfälischen Plattdeutsch jedoch sind beide Formen bis heute klar unterschieden: *ik was* (jünger: *ik war*) ‚ich war‘, aber deutlich anders *ik wörre* ‚ich wäre‘. Der 2. Konjunktiv im Hochdeutschen: das sind die Verbformen vom Typ *ich bräche*, *ich hätte*,³¹ *ich käme*, *ich sänge*, *ich wüchse*. Ihnen entsprechen die ostfäl. (Braunschweiger) Formen *ik bröke*, *ik härre*, *ik kaime*, *ik sünge*, *ik wüsse*. Das heutige Standarddeutsch besitzt ca. 110 Verben, die solche Konjunktivformen bilden,³² und die Auszählung zweier ost-

fälischer Regionalgrammatiken des 20. Jahrhunderts³³ ergibt gleichfalls ca. 110 solcher Verben. Dagegen ist im Nordniederdeutschen der Konjunktiv des Präteritums eine untergegangene Kategorie. Dass das Ostfälische den 2. Konjunktiv bewahrt hat, ist nicht etwa ein Resultat irgendeiner Beeinflussung durch hochdeutsche Mundarten oder gar durch das Standarddeutsch des 19./20. Jahrhunderts. Ein ähnlich kontrastreiches Bild bieten nämlich auch die heutigen nordgermanischen Sprachen: Im Dänischen ist der präteritale Konjunktiv völlig verschwunden, im Schwedischen lebt er nur noch beim Verbum *vara* ‚sein‘ (*om jag vore* ‚wenn ich wäre‘),³⁴ jedoch blüht er im Neuisländischen nach wie vor, sogar üppiger als im Standarddeutschen. Sprachtypologisch bildet in diesem Punkt Nordniederdeutsch also eine gemeinsame Gruppe mit Dänisch, Schwedisch und Englisch (Konjunktiv-II-Abbau), Ostfälisch jedoch ist in einer Gruppe mit Standarddeutsch und Neuisländisch (Konjunktiv-II-Bewahrung). Innerhalb jeder dieser Einzelsprachen ist dem Konjunktiv II ein je eigenes Schicksal widerfahren, ohne dass die genetisch verwandten Nachbarsprachen gegenseitige Einflüsse ausgeübt hätten.

5. Hochdeutsch und Niederdeutsch seit Beginn der Neuzeit

Dass Braunschweiger (ostfälisches) und Hamburger (nordniederdeutsches) Platt zwei deutlich verschiedene Spielarten von Niederdeutsch sind, ist hier an einigen markanten sprachlichen Charakteristika darzustellen versucht worden. Mehrfach hat der Blick in die Geschichte gezeigt, dass die Unterschiede zwischen hier und dort sich zu einem großen Teil erst seit dem Beginn der Neuzeit herausgebildet haben – und es ist dabei von Bewahrung und Verlust sprachlicher Merkmale, von Formenvereinfachung (z.B.: Zusammenfall von Dativ und Akkusativ) und Formenvervielfachung (z.B.: die schier unüberblickbare Fülle ostfälischer Diphthonge) zu berichten gewesen. Gezeigt hat sich aber auch, dass die Sprachentwicklung in beiden Dialektlandschaften teils konservativ verlaufen ist, teils neuernd. Es ist nicht so, dass sich die eine der beiden Regionen sprachlich von der anderen abgewandt hätte, sondern beide sind im Lauf der vergangenen ca. 500 Jahre unbeabsichtigt auseinandergedriftet. Hätten wir weitere niederdt. Mundarten in den Vergleich einbezogen, etwa das Westfälische und ostniederdeutsche Dialekte wie Mecklenburgisch, Pommersch, Märkisch, so hätte sich als Gesamtbild ergeben: Seit dem 16. Jahrhundert nimmt die Sprechsprache Plattdeutsch insgesamt an Heterogenität zu.

Die wesentliche Ursache dieser wachsenden Vielfalt und Buntheit ist in der im 16. Jahrhundert in „Niederdeutschland“ freiwillig vollzogenen Aufgabe der Schreibsprache Niederdeutsch zugunsten des geschriebenen Hochdeutsch zu erblicken. Hierdurch ging den niederdeutschen Mundarten ganz Norddeutschlands die damals sich bereits in Ansätzen entwickelnde gemeinsame schriftsprachliche Norm- bzw. Kontroll-Instanz verloren, an der man seine (ja noch jahr-

²⁸ Das Folgende nach: Herbert Blume: *Vom Mittelostfälischen zum Neuostfälischen*. In: Ursula Föllner, Saskia Luther, Dieter Stellmacher (Hrsg.): *Der Raum Ostfalen. Geschichte, Sprache und Literatur zwischen Weser und Elbe an der Mittelgebirgsschwelle*. Frankfurt am Main 2015, S. 187-217.

²⁹ Daher der selbstironisch gemeinte Name „Klederseller“ eines Braunschweiger Honoratiorenclubs des späteren 19. Jahrhunderts, dem Wilhelm Raabe angehörte und der durch ihn in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen ist.

³⁰ Auch Konjunktiv II genannt.

³¹ Haben (ostfäl. hebbben), das den Konjunktiv II gleichfalls bewahrt hat, ist ein schwaches Verbum.

³² Duden. *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 6., neu bearb. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 1998.

³³ Werner Sührig: *Ostfälisches Platt im Hildesheimer Land*. Hildesheim, Zürich, New York 2012; Schrader, Schierer, Pretzer: *Plattdeutsches Wörterbuch für Helmstedt* (wie Anm. 11).

³⁴ Wie im Englischen, wo gleichfalls nur if I were (zu to be) überlebt hat.

hundertlang weiter benutzte) niederdeutsche Sprechsprache hätte orientieren können.³⁵ In den mundartlich hochdeutschen Gebieten Mittel- und Süddeutschlands³⁶ war dies anders. Dort schuf man sich in einem bis weit ins 18. Jahrhundert andauernden Prozess eine in Schreibung und Grammatik gemeinsame hochdeutsche Schreibsprache dadurch, dass städtische und fürstliche Kanzleien, Buchdrucker, Literaten etc. immer mehr auf die Schreibweisen anderer Kanzleien und Druckereien acht gaben, und dass sie bereit waren, ihre eigene Schreibpraxis daran auszurichten. Etwa seit dem 17. Jahrhundert wirkt auch die Institution Schule wesentlich an dieser Vereinheitlichung mit. Seit dem 19. Jahrhundert bemüht man sich auch um eine gemeinsame Aussprache-Norm („Hoch-Lautung“), mit einigem Erfolg. Da das Niederdeutsche als Sprache des Buchdrucks seit ca. 1650 nicht mehr benutzt wurde und da es etwa gleichzeitig auch handschriftlich außer Gebrauch kam, war ein norddeutscher großräumiger Sprachenausgleich nach süddeutschem Zuschnitt gar nicht mehr möglich, weder im Medium der Schrift noch in dem des gesprochenen Wortes.

Nicht nur einer Standardisierung des Niederdeutschen war damit der Boden entzogen. Noch folgenreicher für die neuzeitliche Geschichte des Niederdeutschen war die Tatsache, dass es als bloß noch gesprochene Sprache nicht an jenem Wortschatzausbau hat teilnehmen können, der in den germanischen Sprachen Niederländisch, Hochdeutsch, Dänisch und Schwedisch vom 16. bis ins 19. Jahrhundert (und darüber hinaus) vollzogen worden ist. Erweitert wurde das Vokabular dieser Sprachen einerseits durch Lehnübersetzungen aus den antiken und romanischen Sprachen. Ein Beispiel von vielen dafür ist das dt. Adjektiv *wahrscheinlich*, das 1670 (Philipp von Zesen) als Nachbildung von nld. *waarschijnlijk* entstand, welches seinerseits auf frz. *vraisemblable* beruht, das wiederum gemeinsam mit it. *verosimile* das lat. Wort *verisimilis* zur Grundlage hat. Dt. *wahrscheinlich* diente seinerseits als Vorbild für dän. *sandsynlig*,³⁷ während schwed. *sannolik* zwar älteren Ursprungs ist, aber Auftrieb erst seit ca. 1700 durch die kontinentalen Neologismen erhielt.³⁸ Das Plattdeutsche hatte daran nicht teil, und niederdt. Entsprechungen zu einer hochdt. Wortfamilie wie *wahrscheinlich*, *unwahrscheinlich*, *Wahrscheinlichkeit*, *Wahrscheinlichkeitsrechnung* etc. haben daher auch im Ostfälischen nie entstehen können. Andererseits war es dem Niederdeutschen aber auch verwehrt, von jenem großen Ausbau des deutschen Wortschatzes zu profitieren, der dadurch angestoßen wurde, dass seit dem 18. Jahrhundert das Latein als Wissenschafts- und Verwaltungssprache durch das Hochdeutsche abgelöst wurde. Dies führte zur

Neubildung einer immensen Zahl hochdt. Termini, meist (aber nicht immer) in Form von Abstrakta. Man könnte dies die „neuzeitliche Intellektualisierung“ des hochdeutschen Wortschatzes nennen. Sie wirkt längst auch außerhalb von Universität und Verwaltung bis in unsere Alltagssprache hinein fruchtbar fort, aber erreicht so gut wie gar nicht das Plattdeutsche. Wörter und Wendungen, die wir alle kennen, wie z.B. *Dreisatz*, *Einsatzbereitschaft*, *Entschlossenheit*, *Entzündung*, *aus gegebenem Anlass*, *Gesamtschuldner*, *Gewährleistung*, *Inanspruchnahme*, *Korbblütler*, *Minderwertigkeitsgefühl*, *örtliche Betäubung*, *Querschnitt*, *rechtwinkliges Dreieck* haben aus diesem Grunde im Plattdeutschen keine „baugleichen“ Gegenstücke.

Wer auf solche unbestreitbaren Lücken im Wortschatz der niederdeutschen Mundarten hinweist, spricht damit keineswegs ein geringschätziges Urteil über das Plattdeutsche aus. Die politischen und sozialen Bedingungen, die der Entwicklung des Kommunikationsmittels Plattdeutsch ein halbes Jahrtausend hindurch gegeben waren,³⁹ haben nun einmal dazu geführt, dass es heute auch jenen akademisch Gebildeten, die zugleich hochkompetente Plattdeutsch-Sprecher sind, mehr als schwer fiel, eine juristische oder philosophische Dissertation oder auch ein psychiatrisches Gutachten auf niederdeutsch zu verfassen. Sprachliche Handlungen solcher Art gehören aus den genannten Gründen nicht zu den konventionellen Aufgaben der Mundarten und kommen praktisch nicht vor. Seltene Ausnahmen bestätigen die Regel. Die Qualitäten des heutigen Niederdeutsch liegen vielmehr in seiner Funktion als „Nahsprache“, deren man sich im Gespräch innerhalb der Familie, mit Verwandten, Freunden, Bekannten und Nachbarn bedient und in der man durchaus differenziert über die wichtigen konkreten Dinge und Beziehungen des Alltagslebens, über Freud und Leid, über Zuneigung und Liebe sprechen kann, in der man erzählen und loben, aber auch lästern und schimpfen kann – und nicht zuletzt auch jemandem, der es braucht, Trost spenden. All dies gilt auch für das Braunschweiger Ostfälisch, und die es noch beherrschen, wissen das zu schätzen.⁴⁰

Abbildungsnachweise:

Abb. 1: Rolf Ahlers: *Ostfalen seit 775*. Wendeburg 2014, S. 8.

Abb. 2 u. 3: Entwurf: Herbert Blume, Grafiken: Niels Holger Blume, Leipzig.

³⁵ So erklärt sich auch die Entstehung der neuen Sprechnorm *Bronswiek* (bzw. *Brönswiek*) des Stadtnamens. Mit dem Verschwinden der niederdeutschen Schreibform *Brunswiek* im Zuge der Übernahme der hochdeutschen Schriftsprache seit ca. 1500 ging für das gesprochene Ostfälisch die schriftlich-optische Aussprachenorm des Stadtnamens verloren, so dass sich die neuen o-haltigen Sprechformen in weiten Teilen Ostfalens (ebenfalls seit ca. 1500) zunächst wildwüchsig bilden konnten und dann fest etablierten.

³⁶ Einschließlich des heutigen Österreich, der alemannischen Schweiz und des Elsass.

³⁷ *Ordbog over det danske sprog*. København 1918–1956. Stichwort *sandsynlig*.

³⁸ *Svenska Akademiens ordbok*. Lund 1898 ff. Stichwort *sannolik*.

³⁹ Zu denen gehört auch, dass vor dem 18./19. Jahrhundert (Preußen) nie ein autonomer politischer Großraum entstanden ist, dessen Nationalsprache das Niederdeutsche hätte werden können. 1763, 1815, 1866 gehörten die Sympathien der intellektuellen und politischen Führungsschichten Norddeutschlands bereits unumkehrbar dem Hochdeutschen.

⁴⁰ Vieles von dem, was hier nur in geraffter Form dargeboten ist, findet sich breiter entfaltet und in größeren historischen Zusammenhängen dargestellt in: Herbert Blume: *Blennije, Vortellunge, Truung. Abstrakta auf -ije, -unge und -ung im Neustfälischen des 19. und 20. Jahrhunderts*. In: *Niederdeutsches Wort* 54 (2014), S. 245–260, sowie: Herbert Blume: *Vom Mittlostfälischen zum Neustfälischen* (wie Anm. 28).

Nicht Schinkel, sondern der Braunschweiger **Carl Theodor Ottmer** schuf die Singakademie zu Berlin

Prof. Dr. h. c. Gerd Biegel
Institut für Braunschweigische Regional-
geschichte an der TU Braunschweig

Am 19. Januar 1800 wurde Carl Theodor Ottmer in Braunschweig geboren. Seine Eltern waren Johann Heinrich Gottfried Ottmer (1767-1814) und Elisabeth Sophie Friederike Ottmer, geb. Geißler (1775-1826). Seit 1816 besuchte Ottmer das Collegium Carolinum und begann 1817 seine Architekten-Ausbildung bei Peter Joseph Krahe (1756-1840), dem Leiter des Kammer-Baudepartements im Herzogtum Braunschweig.

Nach seiner Ausbildung zum Baueleven bei Peter Joseph Krahe und am Collegium Carolinum in Braunschweig hielt sich Ottmer ab 1822 in Berlin auf, um sich weiter auszubilden. Hier wurde Karl Friedrich Schinkel zu einem maßgeblichen Vorbild Ottmers, der jedoch keineswegs als Schüler des klassizistischen Baumeisters gelten kann. Ottmer hatte Zugang zum Haus der Bankiersfamilie Mendelssohn, wo er einen seiner wichtigsten zukünftigen Förderer kennenlernte, nämlich Carl Friedrich Zelter. Dieser konnte verfolgen, wie Ottmer sich mit der Aufgabe eines Theaterbaus auseinandersetzte, einem Thema von höchster Aktualität in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Theaterbau stellte damals die anspruchvollste, reizvollste und begehrteste Bauaufgabe dar. Fast alle großen deutschen Baumeister der Zeit Ottmers, Krahe, Schinkel, Weinbrenner, Fischer, Klenze, Moller, Erdmannsdorff und andere beschäftigten sich mit Theaterbauten. Als auf Anregung des preußischen Königs Friedrich Wilhelms III. nach dem Vorbild des Leopoldstädter Theaters in Wien auch ein Volkstheater in Berlin entstehen sollte, wurde unter 40 Konkurrenten der 23-jährige Baueleve Carl Theodor Ottmer ausgewählt und mit der Ausführung des Theaterneubaus betraut. Er schuf eine funktionale Architektur, wie sie bis dahin im Theaterbau nicht gewagt worden war. Mit dem Bau des Königsstädtischen Theaters am Alexanderplatz begründete Ottmer seinen Ruf als einer der führenden Theaterarchitekten Europas im 19. Jahrhundert und zahlreiche Anfragen und Aufträge folgten.

In diese Reihe von Kunststätten muss ein besonderes Bauwerk Ottmers gestellt werden, auch wenn es ursprünglich als Konzertsaal geschaffen wurde: die Singakademie in Berlin, heute Maxim-Gorki-Theater, das gerade seinen 60. Geburtstag feiert. Bereits 1812 hatte Schinkel sich mit diesem Thema befasst und 1821 einen Entwurf vorgelegt. Obwohl die Raumnot der von Carl Friedrich Christian Fach 1791 gegründeten Chorvereinigung akut war, zog sich die Diskussion um den Bau eines Konzertsaaes lange hin, ehe eine Baukommission eingesetzt wurde, um über die Vorschläge Schinkels zu diskutieren. Der Direktor der Akademie, Carl Friedrich Zelter, hatte zur anstehenden Bauentscheidung den jungen Ottmer als Sachverständigen hinzugezogen, waren

dessen Erfolge beim Bau des Königsstädtischen Theaters doch gerade in aller Munde. Ottmer begutachtete jedoch nicht nur, sondern legte einen eigenen Plan mit einer deutlich geringeren Kostenschätzung als Schinkel vor. Bis auf die Grundform, die durch das Grundstück vorgegeben war, wich Ottmers Entwurf völlig von dem Schinkels ab und der Bauausschuss sprach sich endgültig für Ottmers Entwurf aus. Am 8. April 1827 erfolgte die feierliche Einweihung und das Gebäude fand begeisterte Zustimmung bei Publikum und Fachleuten. Ottmers Ruf als Theaterarchitekt war mit diesem Werk international gefestigt. Der junge Architekt war in der Folgezeit an Wettbewerben und Entwürfen für Theaterbauten in Hamburg, Braunschweig, Leipzig, Dresden, Meiningen Braunschweig und Wolfenbüttel beteiligt.

Ottmers Theaterbauten markieren einen Zeitpunkt, an dem das Schwergewicht in der Anwendung von Regeln vom Ästhetischen zum Physikalisch-Technischen verlagert wird. Sein Theaterwerk stellt sich dabei als eine der glänzendsten Leistungen auf diesem Gebiet dar, weshalb man Ottmers Rolle als Theaterarchitekt auch in ihrer führenden Position eines europäischen Theaterarchitekten hervorheben und seine Rolle als Architekt in der europäischen Architekturgeschichte neu bewerten muss. Für Berlin aber gilt es, endlich von der Legende Abstand zu nehmen, dass die Singakademie ein Werk von Schinkel gewesen sei, denn sie war in Konkurrenz zu Schinkel von einem jungen Braunschweiger Baumeister geschaffen worden, nämlich Carl Theodor Ottmer.



Abb.: Die Sing-Akademie zu Berlin, Ölgemälde von Eduard Gaertner, 1843. Foto: Archiv Gerd Biegel.

Die zehn rätselhaften „Lerche-Bilder“

– ein Zyklus von großformatigen Rokoko-Gemälden mit Motiven aus dem Leben Christi in vier Kirchen der Evangelisch-lutherischen Propstei Schöppenstedt

Falko Rost

Dem Thema nähert man sich zur Zeit über drei verfügbare Quellen. Zunächst konkret durch Wilhelm Lerche, Pfarrer in Eitzum von 1867 bis 1878. Am 13.8.1871 bot er dem Konsistorium erfolgreich an, der neu erbauten Eitzumer Kirche sechs der in seinem Besitz befindlichen Ölgemälde zu schenken und dort mit Rahmen versehen aufzuhängen.¹ Amtsrestaurator Fritz Herzig vermutete 1987, dass zwei der Gemälde aus der Kapelle des 1813 abgebrochenen Lustschlosses Salzdahlum stammen könnten (siehe 3. Absatz, Klein Dahlum).

Dagegen berichtete Carl Schattenberg, Pfarrer in Eitzum von 1889 bis 1903, in seiner Eitzumer Dorfchronik von 1895 über die Herkunft der Gemälde aus Riddagshausen.² Herzigs Annahme wurde bereits 1904 durch Steinackers Zuordnung der Salzdahlumer Gemälde widerlegt. Im Folgenden orientiert sich das Thema



Abb. 1: Kirche Klein Dahlum, Innenansicht, ca. 1930; unbekannter Fotograf, Verlag Heinrich Fricke, Magdeburg. Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, LAW FS 6085.

deshalb an Schattenbergs nachvollziehbarer Chronik, obwohl diese nicht alle Rätsel löst.

Danach sollen 10 alte große Ölgemälde zur Ausstattung des Predigerseminars im Kloster Riddagshausen gehört haben. Nach dessen Auflösung 1809 gelangten sie als Inventar ins Pfarrhaus Querum, dem früheren Priorat des Klosters. Lerche war seit 1857 Pastor Adjunkt in Querum. Als er 1863 nach Eitzum versetzt worden war, weigerte sich sein Nachfolger, die als Tapezierung eines Raumes dienenden Gemälde gegen

Entschädigung zu übernehmen. So nahm Lerche sie als sein Eigentum mit nach Eitzum. Schattenberg berichtet weiterhin, dass Lerche außer den sechs Eitzumer Gemälden, deren Motive er angibt, noch jeweils zwei den Kirchen Groß- und Klein Dahlum geschenkt hat. In Eitzum wurden sie teilrestauriert und mit Keilrahmen versehen, in den andern Kirchen nur gerahmt aufgehängt. Lediglich ein Foto um 1930 zeigt den damaligen Zustand am Beispiel Klein Dahlum. (Abb. 1) Die Gemälde verblieben in den drei Kirchen bis in die Zeit zwischen 1960 und 1970, als man sie vor anstehenden Innenraumerneuerungen abgehängt und mehr oder



Abbildungen unten, von links nach rechts

Abb. 2: Gemälde 1 „Christi Geburt, Anbetung der Hirten“, Kirche Groß Dahlum, 18. Jh., ohne weitere Angaben; Foto: Zbigniew Dudek 1994.

Abb. 3: Gemälde 10 „Der ungläubige Thomas“, svv.

Abb. 4: Gemälde 3 „Taufe Jesu im Jordan“, 18. Jh., Kirche Klein Vahlberg, ohne weitere Angaben; unbekannter Fotograf im Auftrage der Kirchengemeinde Klein Vahlberg 1987.

weniger vergessen hatte. Spätestens 1988 erkannten die Kirchengemeinden die Bedeutung der inzwischen teils desolaten Gemälde. Mit Unterstützung durch das Baureferat des Landeskirchenamtes Wolfenbüttel (Baureferat) und des Kloster- und Studienfonds konnten sie restauriert und in den Kirchen **Eitzum** (vier Stück), **Weferlingen**, **Groß Dahlum** und **Klein Vahlberg** (je zwei Stück) wieder zur Aufwertung der Innenräume aufgehängt werden.

Seit 1863 hat niemand mehr den Zyklus im Zusammenhang gesehen, er konnte in seiner Bedeutung nicht erkannt werden. Mit der Dokumentation soll dieser bemerkenswerte Kunstbestand der Region einer interessierten Öffentlichkeit nahe gebracht werden.

Beschreibung und Beurteilung

Bei dem Gemäldezyklus, dessen Herkunft, Stifter und Künstler bisher unbekannt sind, handelt es sich vermutlich um eine Auftragsarbeit zur Ausstattung eines größeren kirchlichen repräsentativen Raumes. Offenbar waren die Gemälde ursprünglich nicht auf Keilrahmen gespannt, sondern auf Blendrahmen genagelt in Aussparungen einer Wandverkleidung befestigt. In Betracht kommt für Riddagshausen etwa die Bibliothek des Klosters/Predigerseminars, für das nach 1736 neu erbaute Pfarrhaus Querum war Platz in der „ordinären Wohn-Stube“, in der der Ortschronist Rolf Siebert

Abb. 6 oben rechts: Chorraum Kirche Klein Vahlberg mit Gemälden 3 und 5, ca. 1990; Foto: Jutta Brüdern.

Abbildungen unten, von links nach rechts

Abb. 5: Gemälde 5 „Jesus und die Samariterin am Jakobsbrunnen“, swv.

Abb. 7: Gemälde 2 „Flucht nach Ägypten“, 18. Jh., Kirche Eitzum, ohne weitere Angaben, Foto: Paul-Uwe Dietzsch, 1991.

Abb. 8: Gemälde 4 „Nachtgespräch mit Nikodemus“, swv.



„Tapeten mit bemaltem Leinentuch“ ermittelt hat.³

Der Altmeister der braunschweigischen Bau- und Kunstdenkmäler Paul Jonas Meier beurteilte 1906⁴ die Eitzumer und die anderen Gemälde als „mäßige Darstellungen aus dem Leben Christi mit hübschen gemalten Rokokoeinrahmungen“. Nach der vorläufigen Untersuchung der sechs Eitzumer Gemälde 1988 bewertete der akademische Restaurator Paul-Uwe Dietzsch, Grasberg⁵, diese als „aus der Mitte bis zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert stammende qualitätvolle Rokokomalerei“. Seit nunmehr 25 Jahren gibt es keine neuere Stellungnahme der Fachwelt zu dem restaurierten Gemäldezyklus.

Die zeitliche Reihenfolge der Motive aus dem Neuen Testament wurde wie folgt zusammengestellt⁶ (Benennung orientiert an Lerche, Schattenberg und den Inventarisationen nach 1870):

- 1: „Christi Geburt, Anbetung der Hirten“, 250/110 cm, Lukas 2,16
- 2: „Flucht nach Ägypten“, 252/137 cm, Matth. 2,13 ff.
- 3: „Taufe Jesu im Jordan“, 270/170 cm einschließlich Rahmen, Matth. 3,13 ff. (par)





Abb. 9 links: Gemälde 7 „Der gute Hirte“, swv.

Abb. 10 rechts: Gemälde 9 „Gang nach Emmaus“, swv.

- 4: „Nachtgespräch mit Nikodemus“, 258/133 cm, Joh. 3,1 ff., Dietzsch bezeichnet es als „Jesus mit Zachäus“, Lukas 19,1 ff.
 5: „Jesus und die Samariterin am Jakobsbrunnen“, 270/170 cm wie 3), Joh. 4,5 ff.
 6: „Jesus bei Maria und Martha“, 254/134 cm, Lukas 10,38 ff.
 7: „Der gute Hirte“, 260/104 cm, Joh. 10,1 ff.
 8: „Der Auferstandene (Noli me tangere)“, 250/135 cm, Joh. 20,11 ff.
 9: „Gang nach Emmaus“, 258/136 cm, Lukas 24,13 ff.
 10: „Der ungläubige Thomas“, 250/110 cm, Joh. 20,24 ff.

Die Gemälde 2, 4, 6, 7, 8 und 9 waren ursprünglich in Eitzum (6 und 8 jetzt in Weferlingen), die Gemälde 1 und 10

waren und sind noch in Groß Dahlum, die Gemälde 3 und 5 waren ursprünglich in Klein Dahlum (jetzt in Klein Vahlberg).

Auch für den Laien ist ersichtlich, dass im Äußeren und im Bildaufbau Unterschiede bestehen. Eine vermutlich beauftragte Werkstatt hatte wohl mehrere Künstler mit verschiedenen Auffassungen beschäftigt. Dafür spricht, dass nach dem Urteil der Restauratoren die Gemälde 1 und 10 sich nicht nur im Format, sondern auch im Material und den gemalten Rahmen von den übrigen unterscheiden. Sie weisen die Dreiecksform der Figuren, Hell-Dunkel bzw. Lichteffekte und starke Farben auf.

Die Gemälde 2 bis 9 ähneln einander im Bildaufbau. Für eine Arbeitsteilung dabei spricht, dass sich die Christusdar-

stellungen z. B. in Kopfform und Kleidung unterscheiden, die weiblichen Figuren der Gemälde 5 und 8 tragen eher modische Kleidung und zeigen intensive Körpersprache. Es liegt auf der Hand, dass die vorliegenden Motive sich an bekannten Vorbildern orientiert haben. Im 18. Jh. war, wie aus der kunstgeschichtlichen Literatur⁷ ersichtlich, Venedig für die Malerei des Rokoko (etwa 1730 bis 1780) für Deutschland maßgeblich. Doch wurden außer in Venedig religiöse Motive seit der Renaissance in Ölmalerei von allen berühmten Malern der Niederlande und Italiens verwendet und fortentwickelt. In deren Gemälden kamen seither Gruppen in Dreiecksform, Hell-Dunkel bzw. Lichteffekte, starke Farben und dramatische Bewegungen zur Anwendung. Das Rokoko, in seiner Zeit nicht eben hoch geachtet, betonte das Dekorative mit Anmut, Leichtigkeit und Farbenpracht. Doch religiöse Bilder hatten unter dem Einfluss des Rationalismus zu Gunsten der Ausschmückung an Ausdruck verloren.

Wie die zehn Lerche-Bilder gerettet und restauriert wurden
In **Groß Dahlum** waren allerdings die Gemälde 1 und 10 (Abb. 2 und 3) nie wirklich gefährdet. Da 1873 in der Inventarisierung aufgeführt, hingen sie seither an den Außenwänden des Chorbereiches zu beiden Seiten der Kanzelaltarwand.⁸ Vor Beginn der umfassenden Innenrenovierung unter Leitung des Baureferates 1968 bis 1975⁹ verbrachte man sie in den Vorraum der Orgelempore. 1975 konnten die inzwischen schadhaften, noch auf die ursprünglichen Blendrahmen genagelten Gemälde vom Amtsrestaurator der Bezirksdenkmalpflege Fritz Herzig unter Mithilfe des Malermeisters Erich Heidemann restauriert werden. Das geschah, indem man nach der Reinigung und Retusche die Leinwände in Wachs eingelegt auf Hartfaserplatten klebte. Mit neuen Rahmen versehen konnten die Gemälde wieder im Vorraum der Orgelempore verwahrt werden. Die geringen Kosten

trug der Bauetat. Um 1991, unter dem Eindruck der Wiederaufhängung der übrigen Lerche-Bilder, fanden die Gemälde wieder ihren Platz zu beiden Seiten der Kanzelaltarwand. Der Restaurator Zbigniew Dudek attestierte 1994,¹⁰ dass die Bilder trotz einiger Verbeulungen und Ablösungen in relativ gutem Zustand sind.

In der Kirche **Klein Dahlum** waren die Gemälde 3 und 5 gemäß der Inventarisierung seit 1879, also nach dem Tod Lerches, angebracht worden. Vielleicht im Zuge der Arbeiten an der Westempore 1966 oder früher sind sie dann unter unklaren Umständen in die Werkstatt des Amtsrestaurators Fritz Herzig in der Burg Dankwarderode, Braunschweig, gelangt.¹¹ Dort verblieben sie unbearbeitet bis 1975, dem Jahr von Herzigs Pensionierung. Nach einer Zwischenlagerung bis 1977 im damaligen Vieweghaus verbrachte sie Herzig mit Wissen des Landeskirchenamtes in die Werkstatt des Malermeisters Horst Stolpe, Helmstedt. Nach Herzigs Schilderung waren diese Bilder in erschreckendem Zustand. Sie waren ohne Keilrahmen, auf die Rückseite von schwarzen Rahmenleisten genagelt und wohl ehemals in Wandverkleidungen eingesetzt gewesen. Ohne Auftrag entschlossen sich Herzig und Stolpe, die Bilder nach den Erfordernissen zu restaurieren, um weiterem Verfall vorzubeugen. Wie bei den Groß Dahlumer Bildern klebte man die Leinwände nach vorheriger Sicherung und Reparatur der Fehlstellen mit Wachs auf Hartfaserplatten. Die neu angebrachten Rahmen erhielten angemessene Verzierung. 1982 wandte sich die Kirchengemeinde (KG) **Klein Vahlberg** an das Baureferat mit dem Wunsch nach Vermittlung von kirchlicher Kunst zur Aufwertung der als „kahl“ empfundenen Ostwand der Kirche. Da die KG Klein Dahlum dem Baureferat 1983 mitgeteilt hatte, dass keine eigene Verwendung geplant sei, konnte die Weitergabe der Gemälde gegen Übernahme der Restaurierungskosten als Dauerleihgabe vermittelt werden.¹²



Abb. 11 links: Gemälde 6
„Jesus bei Maria und Martha“,
18. Jh.,
Kirche Weferlingen, swv.



Abb. 12 rechts: Gemälde 8
„Der Auferstandene (Noli me
tangere)“, swv.



Abb. 13: Chorraum Kirche Weferlingen mit Gemälden 6 und 8, 2014; Foto: Jutta Brüdern.

Die Kosten brachte die KG Klein Vahlberg aus Eigenmitteln mit Zuwendung des Kloster- und Studienfonds auf. So gelangten die Gemälde 3 und 5 (Abb. 4 und 5) als Aufwertung des Chorraumes in die Kirche Klein Vahlberg (Abb. 6). Die Ankunft feierte man würdig am 6.12.1987.

Wie berichtet, hingen die Gemälde 2, 4, 6, 7, 8 und 9 seit 1871 in der Kirche von **Eitzum**, und zwar vier Stück im Schiff und zwei auf der Orgelempore. Sie waren zuvor auf Kosten der Kirche von geschickten Schöppenstedter Handwerkern teilrestauriert, auf Keilrahmen gezogen und mit Rahmen versehen worden.¹³ Um 1970 entfernte man die zum Teil stark mitgenommenen Gemälde und lagerte sie mit Hilfe des Ortsheimatpflegers Eckehard Thon auf dem Dachboden der Kirche ein.¹⁴ Zu Beginn der Innenrenovierung 1988 bis 1990 unter Leitung des Baureferates untersuchte der Restaurator Dietzsch die Gemälde. Diese wurden als äußerst desolat erkannt, eine sofortige Sicherung war erforderlich. Es erfolgte bis zur Klärung der umfangreichen Restaurierung und Finanzierung der Abtransport in die Werkstatt Dietzsch.¹⁵ In dieser Zeit hatte, unabhängig von den Vorgängen in Eitzum, die KG **Weferlingen** mit Bezug auf das Verfahren von Klein Vahlberg beim Baureferat wegen kirchlicher Kunst nachgefragt. Hier sollte die 1957 gebaute, relativ schmucklose Kirche dadurch aufgewertet werden. Auch wegen der hohen Kosten erwog die KG Eitzum durch Vermittlung des Baureferates die Abgabe zweier Gemälde, an denen die KG Weferlingen interessiert war. 1989 beschloss die KG Eitzum die Weitergabe der Gemälde 6 und 8 an Weferlingen gegen Übernahme der Restaurierungskosten als Dauerleihgabe.¹⁶ Danach konnte die Finanzierung geklärt und die komplizierte Restaurierung beauftragt werden. Diese geschah hauptsächlich durch Reinigung, Entfernung von Schimmel und Fäulnis, Sicherung der Malschicht und Planierung der Leinwand, Doublierung mit neuer Leinwand, Abnahme von Übermalungen und Retusche sowie Aufspannung auf Keilrahmen und Anbringung neuer Rahmen. Die Finanzierung brachten beide KG hauptsächlich aus Eigenmitteln und dem Zuschuss des Kloster- und Studienfonds auf. Die Anlieferung der restaurierten Gemälde an beide KG erfolgte im September 1991, danach wurden sie ohne besondere Feierlichkeit in den Kirchen Eitzum und Weferlingen angebracht. In Eitzum hängen die Gemälde 2, 4, 7 und 9 (Abb. 7, 8, 9 und 10) seither wieder im Kirchenschiff, in Weferlingen die Gemälde 6 und 8 (Abb. 11 und 12) mit großer Wirkung an der Ostwand des Chores (Abb. 13).

Anmerkungen

Freundlich zur Verfügung gestellt wurden einschließlich des Rechtes zur Veröffentlichung: Die Fotos der Gemälde 2, 4, 6, 7, 8 und 9 vom Landeskirchenamt Wolfenbüttel, Referat 41. Die Abb. 1 vom Landeskirchlichen Archiv Wolfenbüttel. Die Fotos der Gemälde 1 und 10 von Zbigniew Dudek, die der Gemälde 3 und 5 von der Kirchengemeinde Klein Vahlberg. Die Abb. 6 und 13 von Jutta Brüdern.

Für die Korrekturlesung Dank an Hans-Jürgen Engelking, für die Digitalisierung der Abbildungen an Friederike Mischke.

1 Seebaß, Georg und Freist, Friedrich-Wilhelm: Die Pastoren der Braunschweigischen Evangelisch-Lutherischen Landeskirche seit Einführung der Reformation, Bd.1, Landeskirchenamt Wolfenbüttel 1969. S. 58, 78. (Seebaß/Freist) - Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel (LAW): Ortsakten (OA) Eitzum 32.

2 Steinacker, Karl: Das Fürstliche Lustschloss in Salzdahlum, in: Jb.1904 des Geschichtsvereins. f. d. Herzogtum Braunschweig, 3. Jg., Wolfenbüttel 1904, S. 86.

3 Meier, Paul Jonas.: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, Bd. 2, Krs. Braunschweig, Wolfenbüttel 1900, S. 174, Riddagshausen Grundriss Klostergebäude, ff. - Niedersächsisches Landesarchiv Wolfenbüttel: K, Bd.1, Grundriss Obergeschoss Kloster Riddagshausen 1729. - Siebert, Rolf: Querum, Die Geschichte eines braunschweigischen Dorfes, Bielefeld ca. 1997, S. 337 ff.

4 BuK, Bd. 3, Krs. Wolfenbüttel: Eitzum, S. 169.

5 Dietzsch, Paul-Uwe, Dipl.-Restaurator, 2801 Grasberg: Untersuchung und Kosteneinschätzung 6 Leinwandgemälde, 14.2. 1988. Dokumentation 6 Gemälde Kirche Eitzum, 18.7.1991 mit Farbfotos Endzustand. (Dietzsch).

6 Frdl. Beratung durch Pfarrer i.R. Wolfgang Rohlf, Braunschweig. Herr Rohlf vermutet, dass es sich bei Gemälde 4 um die „Berufung, bzw. das Gastmahl des Matthäus“, Matth. 9,9 ff. handeln könnte. Dazu: Hsg. Müller, Richard: Der Zöllner-Apostel Matthäus, 3. Auflage, Bonn 1993.

7 Levey, Michael: Von Giotto bis Cezanne, München und Verona, 1962. S. 118 ff. - Brandt, Paul: Sehen und Erkennen, Leipzig 1925, S. 244 ff.

8 LAW: Kirchenrechnungen Groß Dahlum R 10, 1834-1884. - Auskunft von Herrn Dürig, Groß Dahlum.

9 Landeskirchenamt Wolfenbüttel (LKA): Hauptregistratur, Groß Dahlum Kirchenbau 1975.

10 Dudek, Zbigniew, Dipl.-Restaurator, 38100 Braunschweig: Untersuchung Gemälde 1 und 10 Groß Dahlum, 1.6.1994 mit 2 Fotos.

11 LAW: Kirchenrechnungen Klein Dahlum R5-R7, 1794-1917. - Herzig, Fritz, Braunschweig 1.10.1987: „2 Gemälde aus der ehemaligen Schlosskapelle Salzdahlum.“ (gem. Annahme Herzig), aus: Die ev.-luth. Kirche zu Klein Vahlberg, anlässlich der Übernahme von 2 Gemälden zur würdigen Ausgestaltung des Altarraumes am 6.12.1987, Kirchengemeinde Klein Vahlberg 1987, ohne Seitenangabe ff.

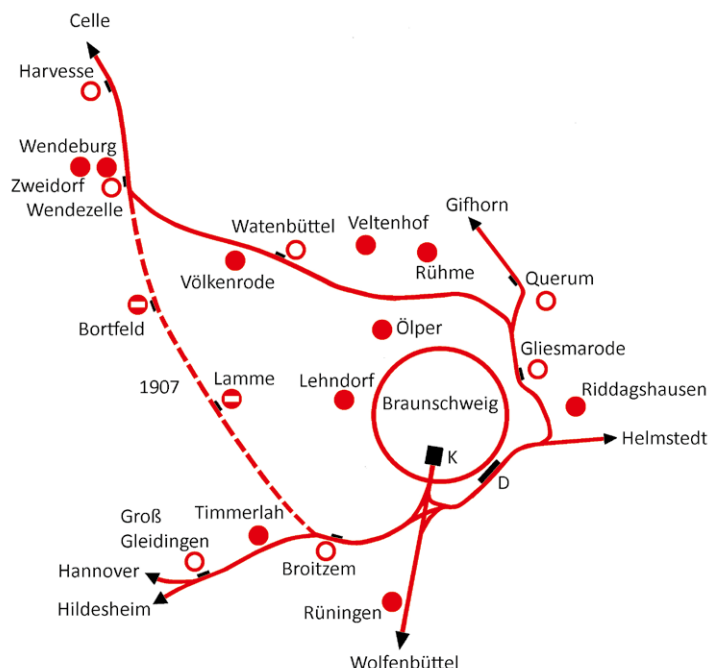
12 LKA: Hauptregistratur, Klein Dahlum Kirchenbau 1941-1992, mit Foto ca. 1930. - „Zwei Gemälde für die Kirche in Klein Vahlberg“, aus: Braunschweiger Zeitung, Wolfenbüttel 1.7.1987 mit Fotos. - Frdl. Auskunft durch Frau Waupke.

13 wie ¹, LAW.

14 Frdl. Auskunft durch die Herren Kynast und Thon.

15 wie ⁵, (Dietzsch).

16 LKA: Hauptregistratur Eitzum und Weferlingen, Kirchenbau



Eisenbahnstrecke Celle-Braunschweig – der Beginn

Rolf Ahlers

K = Kopfbahnhof
D = Durchgangsbahnhof
○ = Ort mit Bahnhof

In Braunschweig bestand bereits sehr lange der Wunsch, einer durchgehenden Zugverbindung von Hamburg über Braunschweig und weiter nach Süden. Am 15.06.1907 fand die erste Besprechung über das Eisenbahnprojekt Celle-Braunschweig statt. Als hierfür interessierend bestand zu diesem Zeitpunkt die Strecke Hamburg-Celle-Lehrte-Hildesheim-Nordstemmen sowie die Strecke Braunschweig-Wolfenbüttel-Salzgitter-Kreiensen. Von dort führte die von Hannover durch Nordstemmen führende Strecke weiter nach Süden. (Hinweis: Die heute sehr viel befahrene Strecke Celle-Hannover wurde erst 1938 fertiggestellt.) So betrachtet, fehlte die Strecke Celle-Braunschweig. Die Projektleitung lag wegen des längeren Streckenanteils beim Königreich Preußen, das Herzogtum Braunschweig mit dem kürzeren Streckenanteil äußerte jedoch seinen Wunsch nach einer Hauptbahn, den Preußen ablehnte. Sie einigten sich auf den Kompromiss: Es wird eine Nebenbahn mit Krümmungs- und Steigungsverhältnissen wie bei einer Hauptbahn gebaut, dementsprechend auch der Unterbau ausgeführt, sodass später lediglich die Verstärkung des Oberbaues (Schwellen und Gleise) für die Nutzung als Hauptbahn erforderlich ist.

Die möglichst geringen Steigungen waren in der doch recht ebenen Landschaft leicht einzuhalten, aufwendiger war die möglichst gerade Streckenführung. So wurden die Flussläufe Fuhse und Erse zwischen Wathlingen und Eltze – auf etwa 10 km Strecke – 6-mal mit Brückenbauwerken gequert. Auch wurden sämtliche Bahnhöfe – nicht Haltepunkte – mit stattlichen Bahngebäuden für den Personen- und Güterverkehr errichtet. Zusätzlich zum Streckengleis gab es auf jedem Bahnhof mindesten ein Ladegleis.

Eine im Herzogtum erörterte Streckenvariante führte von Wendezeile zu Bahnhöfen östlich Bortfeld und westlich Lamme und weiter nach Broitzem, dort einmündend in die Strecke Hannover-Braunschweig und weiter zum (alten) Hauptbahnhof Braunschweig, einem Kopfbahnhof. Es bestand damals bereits die Absicht, den Kopfbahnhof aufzugeben und einen Durchgangsbahnhof südöstlich des damaligen Stadtgebietes zu errichten. (Tatsächlich ist dieser (neue) Hauptbahnhof erst 1960 in Betrieb gegangen.) Da nun die von Hamburg über Celle und Broitzem hereinkommenden Züge vor ihrer Weiterfahrt nach Süden ihre Fahrtrichtung hätten ändern (eisenbahntechnisch: Kopf machen) müssen, wurde diese Streckenvariante verworfen. In Bortfeld befindet sich noch heute ein als „Bahnhof“ bezeichnetes, inzwischen mehrfach umgestaltetes Gebäude (Osterworth 11). Nach der Überlieferung (auf Anfrage mitgeteilt von Ortsheimatpfleger Bodo Fricke) hat ein Privatmann das Fachwerkgebäude an einem anderen Ort – hat es dort als Bahnhof gedient? – auf Abbau erworben und hier wieder aufbauen lassen, um eine Vorleistung für die Bahn zu schaffen, die dann aber doch nicht kam. (Abb.)

Trotz des höheren Aufwandes – die Weiße Brücke südlich Wendezeile, drei Brücken in der Oker-niederung, die Brücke bei Gliesmarode und längere Strecke – wurde die Streckenvariante Wendezeile-Watenbüttel-Gliesmarode (dort einmündend in die Strecke Gifhorn-Braunschweig) bevorzugt, um im Durchgangsbahnhof die Weiterfahrt der Züge nach Süden zu ermöglichen. (Allerdings hat es die gewünschten, nach Süden durchgehenden Züge nie gegeben.) Die Verhandlungen führten dazu, dass am 13.01.1912 ein Staatsvertrag zwischen Preußen und Braunschweig geschlossen wurde. Nach Zustimmung des preußischen und des braunschweigischen Landtages und dem Austausch der Ratifikationsurkunden am 02.06.1913 konnte mit dem Bau der Strecke begonnen werden. Unterbrochen durch den Ersten Weltkrieg und die Folgen, erfolgte schließlich der Weiterbau. Erst am 01.03.1923 begann der planmäßige Eisenbahnbetrieb mit Personen- und Güterverkehr.

Quellen (Auswahl):
Niedersächsisches Landesarchiv
Standort Wolfenbüttel,
Sign. 12A Neu 13 Nr. 10743;
12 Neu 9 Nrn. 3117, 3118,
3154; K 20332.

Stadt des Wiener Kaffeehauses

– eine langsam schwindende Tradition Braunschweigs



Anfang des 18. Jahrhunderts gab es in Braunschweig und Wolfenbüttel die ersten Kaffeehäuser. Gegründet wurde zunächst in Braunschweig das „Große Kaffeehaus“ durch Franz Heinrich Wegener, der ein Privileg am 22. Dezember 1714 erhielt. Es handelte sich nicht um das erste Kaffeehaus in Braunschweig, aber sein Kaffeehaus sollte das erste „Große Kaffeehaus“ werden, wobei zeitgenössisch auch der Ausdruck „Privilegiertes Kaffeehaus“ Verwendung fand. Wegener hatte mit seinem Unternehmen mehr Erfolg als sein Vorgänger. Die Geschäfte müssen floriert haben, denn im Jahre 1722 erhielt Wegener zusätzlich das Privileg, ein Ballhaus, also ein Haus, in dem Ballspiele ausgeführt wurden, zu erbauen. Damit stand den Gästen des Kaffeehauses nun ein Saal zur Verfügung. Seitdem traten dort Theatergruppen auf, aber auch Gaukler oder Artisten und sonstiges „Fahrendes Volk“ gaben sich ein Stelldichein. Kaufleute stellten ihre Waren zur Schau und größere Auktionen wurden ausgeführt. Für Abwechslung sorgte neben den obligaten Billards ab 1722 eine „lange Kegelbahn“ und es lag eine große Anzahl von Zeitungen aus.

Prof. Dr. h.c. Gerd Biegel
Institut für Braunschweigische
Regionalgeschichte an
der TU Braunschweig

Wegener war allerdings nur wenige Jahre alleiniger Anbieter von Kaffee, denn der „Türkentrunk“ wurde bald in allen Gasthäusern ausgeschenkt. Ab 1760 gab es ein weiteres „Französisches Kaffeehaus“ in Braunschweig, eine Konkurrenz für das Große Kaffeehaus war es aber nicht. Ein Konkurrenzkampf begann erst mit der 1778 erfolgten Einrichtung des „Hotels d'Angleterre“ durch Röttger Heinrich Rönckendorf, das von vornherein zur Aufnahme vornehmer Standespersonen gedacht war. Wegener nahm gegen den unerwünschten Konkurrenten den Kampf auf: Er baute sein Haus um und führte ein Eintrittsgeld ein, um sich so die finanzkräftige Kundschaft zu erhalten. Er eröffnete sein neues Haus am 1. August 1718, zu dem „so wie bisher alle Honoratioren willkommen seyn werden, so versteht es sich von selbst, daß er alle repurtirliche Mitglieder der löblichen Judenschaft hierin mit einschließe“.

Braunschweig und die Region können auf eine lange Tradition der Kaffeehauskultur zurückblicken. Dabei gab es über gut ein Jahrhundert hinweg auch zahlreiche Wiener Kaffeehäuser, die Braunschweig einen Ruf als „Stadt des Wiener Kaffeehauses“ in Deutschland einbrachte. In deren Tradition standen das Café Wagner am Hagenmarkt, Café Zentral im Haus zur Rose am Kohlmarkt, das Café Lück am Steinweg oder das Café Okerterrassen, um nur die wichtigsten zu erwähnen. Geblieben ist von dieser Tradition nur noch das „Theatercafé“ Lück, heute das Café Haertle. Es besteht seit mehr als 150 Jahren, denn die Eröffnung fand am 14. September 1861, kurz vor der Eröffnung des neuen Theaters am Steinweg statt. Architekt war Constantin Uhde, der zeitgleich beim Bau des Hoftheaters beschäftigt war. Dass das Café Lück zeitgleich mit dem Herzoglichen Hoftheater erbaut wurde, war keineswegs Zufall, denn von Anfang an war die Überlegung, einen Restaurantbetrieb in Ergänzung zum Theater und damit zugunsten der Theaterbeschäftigten bzw. Theaterbesuchern zu schaffen. Bis zum Ende des alten Hoftheaters am Hagenmarkt hatte diese Rolle das Café Wagner am Hagenmarkt gespielt. Beim Café Wagner war August Lück erster Konditormeister und konnte erfahren, in welcher Weise das Theaterpublikum und die Theaterleute selbst ein „Theatercafé“ nutzten, und zwar sowohl tagsüber als auch nach Ende der Vorstellungen. So bestand von Anfang an der Gedanke, eine vergleichbare Einrichtung unmittelbar beim neuen Herzoglichen Theater zu schaffen. Noch deutlicher wird diese Bezugnahme durch den Glasvorbau, der unmittelbar Bezug nahm auf den Arkadenvorbau des Hoftheaters mit dem Balkon. Die Lösung mit dem Glaskasten-Vorbau war in dieser Form für einen Caféhausbau in Braunschweig erstmalig und bot die Möglichkeit, zu allen Jahreszeiten sozusagen im Café „im Freien“ zu sitzen, ganz nach dem Motto: Sehen und gesehen werden.

Abb.: Postkarte,
Archiv Gerd Biegel.